23046
Ausgabe 4/14

forum erwachsenenbildung

profiliert – kompetent – evangelisch

Jochen Kaiser
Zur Entwicklung und Irritation von Hörgewohnheiten

Marion Fleige / Jan Philipp Sprick
Zugänge und Angebote musikalischer Bildung in der Evangelischen Erwachsenenbildung

Julia Koll
Perspektiven kirchenmusikalischer Erwachsenenbildung? – „Klingt gut!“

Peter Bubmann
„Ich höre, also bin ich“ – Christliche Hörbildung im Erwachsenenalter

DEAE Deutsche Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung e.V.

wbv

wbv Journals

Digitale Zeitschriftenbibliothek für Wissenschaft und Bildungspraxis

↗ wbv-journals.de/forum-eb

Einfach recherchieren – bequem bestellen

- Recherchieren Sie in den digitalen Ausgaben der **forum erwachsenenbildung** oder im gesamten wbv-Fachzeitschriften-programm. Mithilfe der Autoren-, Stichwort- und Volltextsuche finden Sie schnell die gesuchten Inhalte.
- Wählen Sie, ob Sie eine ganze Ausgabe oder nur einzelne Artikel herunterladen möchten.
- In Ihrem Downloadbereich werden Ihre heruntergeladenen Artikel für zwei Jahre archiviert. So können Sie bequem vom Schreibtisch im Büro, zu Hause oder auch von unterwegs auf Ihre Dateien zugreifen.

Das wbv-Fachzeitschriften-Portal: wbv-journals.de

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de

wbv

Liebe Leserinnen und Leser,

vielleicht lesen Sie ab und an Noten und Liedtexte, vielleicht auch Konzertankündigungen und Komponisten-Biografien, womöglich haben Sie mal in Handbüchern zur Kirchenmusik oder zur musikalischen Früherziehung nachgeschlagen oder sich gar für „musikalische Praxis und Rezeptivität“ in der Volkshochschulstatistik interessiert. Höchstwahrscheinlich ist Ihnen aber kein Musik-Artikel mit erwachsenenpädagogischen Gesichtspunkten begegnet. Mit dieser Ausgabe wollen wir das ändern. Wir schreiben im Titel von „Resonanzen“ und versuchen damit in Worte zu fassen, dass musikalisches Ausdrucks- oder Hörvermögen bedeutsam ist für Evangelische Erwachsenenbildung; alle unsere Beiträge zielen dabei auf ein Faszinosum: das musikalische Erleben, die musikalische Begeisterung.

Zum Greifen nah liegt hier die Bedeutung musikalischer Gefühle für die religiöse Bildung: Junge Väter in Posaunenchören sprechen von „Herzensbildung“, Seniorinnen des Dresdner Jubilate-Chor „spannen die Seele“ oder das Pop-Oratorium Luther feiert erfolgreich Premiere in den Dortmunder Westfalenhallen. Wir richten den Blick hier vor allem auf das Publikum, auf die Besucher, die Gemeinde, die Hörenden; darauf, wie eine „Lebenskunst des Hörens“ religiöse Erwachsenenbildung inspirieren kann. Die Diskussion um musikalische Ausdrucks- und Hörgewohnheiten setzt zudem viele spannende Akzente für Programmentwicklungen im kulturellen oder politischen Bereich. An einer Stelle geht es um die Empfindungen deutscher Chorleiterinnen in Tansania, inmitten von Washambala-Wechselgesängen und Stockklopfen. Spannend sind vor allem aber auch die alltäglichen Erfahrungen. Etwa fragen wir, welche Angebote sich kritisch mit dem zunehmend „inflationären und narzisstischen Musikkonsum“ auseinandersetzen und welche Alternativen sie bieten. Oder wir suchen nach Kontrapunkten zum „hohen musikalischen Distinktionspotenzial“, problematisieren die „stilistische Enge“ von Kantoreien und Erwachsenenbildungswerken und fragen nach dem wohl „einfach falsch erwischten Radiosender“.

Das Thema „Musik“ hat auch viel methodische Resonanz erzeugt: Im Mittelpunkt steht dann meist der Unterschied zwischen „Rezeption und Perzeption“, also die Frage, wie es gelingen kann, kognitive Entwicklungen durch gefühlsbetone, anrührende oder irritierende Settings – etwa Erfahrungen von Stille – zu vertiefen. Und natürlich greifen unsere Autorinnen und Autoren auch gemeinschaftsstiftende und aktivierende Momente von Musik methodisch auf, beispielsweise anhand eines „Opernworkshops“ der Münchner Erwachsenenbildung oder eines „Musikgartens“ der Saarbrücker Familienbildungsstätte.

Dr. Steffen Kleint

Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Comenius-Institut
Redaktionsleitung forum erwachsenenbildung
E-Mail: kleint@comenius.de

Zu Beginn der redaktionellen Arbeit war uns diesmal klar, dass wir uns mit dem Thema Musik auf ein weitgehendes Desiderat der Erwachsenenbildungspraxis und -forschung einlassen; umso deutlicher zeigt sich jetzt im Ergebnis, wie eine Berücksichtigung musikalischen Ausdrucks- und Hörvermögens in der Evangelischen Erwachsenenbildung alle ihre profilbildende Arbeitsfelder gehörig zum Schwingen bringen kann. Es wird dies also nicht die letzte Ausgabe mit dergleichen Resonanzen sein, sicher aber ist es die letzte Ausgabe in diesem Jahr und auch die letzte Ausgabe bei unserem langjährigen Verlag W. Bertelsmann, für dessen unüberhörbare und immer auch leise Unterstützung ich mich im Namen des Redaktionsteams und unseres Beirates auch an dieser Stelle ganz herzlich bedanke.

Eine fröhlich klingende Weihnachtszeit wünscht

Ihr Steffen Kleint

Liebe Leserinnen und Leser,
ab 2015 erscheint die Zeitschrift „forum erwachsenenbildung“ nicht mehr im W. Bertelsmann Verlag (wbv). Wir möchten uns an dieser Stelle bei allen Leserinnen und Lesern für die Treue und das Vertrauen bedanken, das Sie dem wbv in den letzten Jahren entgegengebracht haben.
Sämtliche Ausgaben der Jahrgänge 2011 bis 2014 bleiben weiterhin auf wbv-journals.de digital verfügbar. Auch gedruckte Einzelhefte dieser Jahrgänge können Sie – je nach Verfügbarkeit – noch bestellen. Das Motto des wbv „wir machen Inhalte sichtbar“ gilt weiterhin für hochwertige Inhalte aus dem Feld der Allgemeinen und Konfessionellen Erwachsenenbildung. Wir wünschen Ihnen und dem Herausgeber alles Gute und der Redaktion weiterhin ein gutes Gespür für viele spannende Themen und Beiträge und sagen an dieser Stelle: Auf Wiedersehen!

Joachim Höper
Programmleitung Erwachsenenbildung W. Bertelsmann Verlag

SCHWERPUNKT – RESONANZEN MUSIKALISCHER BILDUNG

Jochen Kaiser

SEITE 20

Zur Entwicklung und Irritation von Hörgewohnheiten

Bestimmte Songs sind so mit uns und unserem Leben verbunden, dass die Ablehnung dieser Songs durch andere emotional verletzend wirken kann. Auch wir selbst empfinden ungewohnte Hörerlebnisse oftmals als störend und abstoßend und sind nicht in der Lage, einen ästhetischen Zugang zu finden. Erwachsenenbildung kann hier Lernprozesse anregen und begleiten und im Ergebnis dazu führen, den Reiz eines mehr distanzierten Hörens gemeinsam zu entdecken.

Marion Fleige, Jan Philipp Sprick

SEITE 25

Zugänge und Angebote musikalischer Bildung in der Evangelischen Erwachsenenbildung

Anhand von exemplarischen Programm- und Ankündigungstextanalysen skizziert der Artikel erwachsenenpädagogische Themen und Formate musikalischer Bildung. Die Autorin und der Autor kommen zu dem Schluss, dass in der Evangelischen Erwachsenenbildung diesbezüglich Bedarf an Angebotsentwicklungen besteht, insbesondere im rezeptiven Bereich, und dass zugleich durch die Nähe zur Kirchenmusik ein großes Profilierungspotenzial zu nutzen ist.

Julia Koll

SEITE 29

Perspektiven kirchenmusikalischer Erwachsenenbildung? – „Klingt gut!“

Das gemeinsame Singen und Musizieren in kirchlicher Verantwortung lässt sich in vielfacher Hinsicht als Bildungsarbeit verstehen – kulturell, emotional, sozial und religiös. Allerdings steht die kirchenmusikalische Bildungspraxis vor einigen Herausforderungen und Hindernissen. Welche Maßnahmen könnten sich als hilfreich erweisen?

Peter Bubmann

SEITE 34

„Ich höre, also bin ich“ – Christliche Hörbildung im Erwachsenenalter

Eine Kultur des offenen und aufmerksamen Ohrs ist für religiöse Bildungsprozesse hochrelevant. Die EEB könnte dieses Feld der musisch-ästhetischen „Lebenskunstbildung“ neu für sich entdecken. Musikalisches Hören kann zum Lern- und Experimentierfeld einer erneuerten religiösen Hörkultur werden, denn das Hören verbindet in spezifischer Weise mit der Welt und mit Gott.

Nicht Vergessen!

Petra Herre

SEITE 39

Musik nur exemplarisch

Resonanzen musikalischer Bildung

AUS DER PRAXIS

Erika Will
Resonanzen musikalischer Bildung – Musikalische Erwachsenenbildung in Karlsruhe 6

Annette Marzinzik-Boness
„African music always is a vehicle of social connection, emotions and ideas ...“ 9

Korinna Benthien
Familienbildung im „Musikgarten“ 12

Silke Wöhrmann
Nacht der Bildung – eine Marketingoffensive für Bildung im Erwachsenenalter 15

Sabine Schmerschneider
Im Älterwerden den eigenen Ton finden 18

EINBLICKE

Bildungspolitik

Karola Büchel
Kooperation und Vernetzung der rheinland-pfälzischen Weiterbildungsträger – Ausgangspunkt gemeinsamer Weiterbildungspolitik 40

Beratung

Tetyana Kloubert
Plädoyer für Bildungsberatung im Prozess des lebenslangen Lernens 44

Standpunkt

Gerrit Heetderks
Werbung oder Bildung? – Für eine kritischere Auseinandersetzung mit Fragen der Organspende 46

Joachim Faber
Ermutigung zum Unerhörten – Musik als Gegenstand Evangelischer Erwachsenenbildung im Alter 48

Distance Learning

Getrud Wolf
Vorwärts zu den Wurzeln 50

SERVICE

Filmtipps 55

Publikationen 56

Termine 59

Impressum 62

Arbeitsfelder der DEAE

- Familie und Generation
- Kultur und Zivilgesellschaft
- Theologie und Religion
- Professionelle Praktiken

EEB Kultur und Zivilgesellschaft

Resonanzen musikalischer Bildung – Musikalische Erwachsenenbildung in Karlsruhe

Erika Will

Evangelische Erwachsenenbildung Karlsruhe
Leiterin „junge alte“
Reinhold-Frank-Straße 48
76133 Karlsruhe
Tel.: 0721 82467310
www.jungealte.info
E-Mail: will@eeb-karlsruhe.de

I. Ausgangssituation/ Problemanzeige

Für viele Menschen sind Musik und Singen Teil des eigenen kulturellen Erlebens. Aber mit zunehmendem Alter wird es schwieriger, Möglichkeiten zum Mitsingen zu finden. Die Stimme wird einerseits brüchiger, andererseits charaktervoller, markanter, ausdrucksstark. Wird jedoch vorwiegend das Defizitäre in der Stimme wahrgenommen, verlieren viele Chöre durch die hohe Anzahl älterer Mitglieder an Attraktivität.

Da alte Stimmen eine vermeintliche Beeinträchtigung des homogenen Gesamtklanges bedeuten, haben Chorleiter vielerorts Altersgrenzen gesetzt, auch hier bei uns in Karlsruhe. Erschwerend kommt hinzu, dass Kirchenchöre meist gewachsene Gemeinschaften sind, in die neue Mitglieder schwer hineinfinden. Es fehlt an Angeboten für Ältere, die sich aktiv mit Musik bzw. Singen beschäftigen wollen.

Als öffentliche Einrichtung der Erwachsenenbildung haben wir einen Schwerpunkt im Bildungs- und Begegnungsprogramm „junge alte“ gesetzt. Durch Teilnehmende wurde ich als Leiterin auf den Mangel an kreativen Musikangeboten für Ältere, die auf Eigeninitiative und Selbstentfaltung angelegt sind, aufmerksam gemacht. Deshalb war es mir ein Anliegen, Voraussetzungen für eine solche Chor-Initiative in Karlsruhe zu schaffen.

II. Erste Impulse

Beim 33. Evangelischen Kirchentag in Dresden 2011 machte zum ersten Mal der Experimentalchor „Alte Stimmen“ auf sich aufmerksam. 2010 hatte die Stuttgarter Addy-von-Holtzbrinck-Stiftung dem Komponisten Bernhard König in Köln einen mehrjährigen Forschungsauftrag erteilt, um neue Konzepte für das Singen und Musizieren im Alter zu erstellen. Daraus entstand der Experimentalchor, ein offenes Angebot für Männer und Frauen ab 70, die gerne singen und aufgeschlossen für Neues, Abenteuerliches und Ungewöhnliches sind. Das Ziel des Chores: gemeinsam improvisieren, das Ausdruckspotenzial der eigenen Stimme entdecken und von Zeit zu Zeit gemeinsam auf der Bühne stehen. Die Voraussetzungen: Experimentierfreude, Aufgeschlossenheit, Spaß am Singen – und ein Mindestalter von 70 Jahren. Nähere Infos: www.alte-stimmen.de

III. Initialveranstaltung mit Off Track aus Tübingen

Vor diesem Hintergrund veranstalteten wir in Kooperation mit dem Seniorenbüro der Stadt Karlsruhe im März 2013 ein Konzert mit Off Track, einem ebenso experimentierfreudigen Chor aus Tübingen. Dieses Konzert, das mit 200 Besucherinnen und Besuchern schon vorzeitig ausgebucht war, hatte die Gründung eines Chores mit vergleichbarem Singangebot in Karlsruhe zum Ziel.

Off Track durchbricht bisherige Klischees über ältere Menschen und zeigt, welche Potenziale im Alter zur Entfaltung kommen können. Leidenschaftlich und authentisch singen sie die Lieder ihrer Jugend und erleben dadurch auch die Begegnung

mit ihrer eigenen Biografie. Keinen Jugendwahn, sondern volle Lebensbejahung strahlen die Sängerinnen und Sänger auf der Bühne aus, gesundheitliche Einschränkungen werden nicht versteckt, sondern integriert.

Im kreativen Programm mit Liedern und Texten kommen Lebenswille, Mut und Inspiration zum Ausdruck. Es ermöglicht den Sängerinnen und Sängern Zugang zu den eigenen Emotionen und deren Ausdruck.

Im Kasten unten auf dieser Seite stehen die Worte der 78-jährigen Initiatorin Waltraud Koneczny, die sich als Querdenkerin versteht und als Ausdruck ihrer intimen und tiefgründigen Gedanken zum Altsein die moderne Kunstform des Rap gewählt hat.

Neben der Initiatorin Waltraud Koneczny trägt die Chorleiterin und Jazz-Sängerin Jane Rudnick zum Erfolg des Chores bei. Sie verstand es, aus der bunt zusammengewürfelten Gruppe eine Chorgemeinschaft zu entwickeln und ein vielseitiges, sich stetig erweiterndes Repertoire zu erarbeiten.

Konzert mit Off Track in Karlsruhe, März 2013

Kontaktdaten:
Waltraud Koneczny
E-Mail: info@off-track.de
www.off-track.de

Now or never
Jetzt oder nie.

Höchste Zeit, noch schnell was tun.
Und wenn nicht jetzt – nun
muss ichs rübernehmen ins nächste Leben –
aber – wird es das geben?
Und wo – und wie – und warum – und wann?
Und ob ich – aus den Wolken runter –
überhaupt noch was machen kann,
Außer dumm gucken – mich wundern …
und mit den Schultern zucken …

Nein – now or never
jetzt oder nie …

Ich hab keine Lust, mich schon auszuruhn.
Gelangweilt in die Ferne blicken.
Wenn ich nur dran denk, fängt's schon an zu ticken in mir.
Ich will noch wilde Lieder singen,
die nackten Füße will ich schwingen
und die Zehen lackieren.
Und genieren tu ich mich
für nichts, was ich tu.
Irgendwann, später, sicher geb' ich Ruh'.
Später – irgendwann – sicher.

Now or never …
Jetzt oder nie …

Ich will noch immer den Wind in den Haaren spüren.
Ich will deine alte Haut liebkosen und zärtlich berühren.
Ich will versinken im Duft einer Rose.

Und die lila-grün gestreifte Hose
passt mir auch noch.
Die hat zwar ein Loch.
Aber das ist ja cool oder geil heutzutage.

War das eine Plage,
funktionieren – das ganze Leben,
auf die Uhr schauen – eben.
Und immer adrett
und ohne Fleck auf dem Hemd
und toupiert und gekämmt.

Ich sag: Now or never
Jetzt oder nie
sind wir off track – eben neben der Spur.
Genug gespurt im Leben, im langen.
Aber jetzt noch mal von vorn anfangen.
Alles tun, was so gar nicht geht,
wenn man alt ist.

Sonst isses zu spät.

IV. Rock und Pop für 60 plus in Karlsruhe

Beim Konzert mit Off Track gaben wir die Möglichkeit zur Interessenbekundung an einem Rock-und-Pop-Chor in Karlsruhe. Zeitnah luden wir zu einer Informationsveranstaltung ein, an der ca. 50 Interessierte teilnahmen. In diesem moderierten Gespräch wurden Vereinbarungen zur Struktur und Gestaltung des neuen Chores getroffen. Das größte Problem für einen gelingenden Start war für mich das Finden einer geeigneten Chorleitung. Diese setzt pädagogisches Vermögen und Begeisterung voraus, kreativ mit älteren Menschen zu arbeiten.

Auftritt des Karlsruher Chors „Rock am Stock“

Ein Student der hiesigen Musikhochschule war bereit, auf dieses Experiment einzugehen, wohl wissend, dass die Teilnehmenden auch die Möglichkeit hatten, eine andere Chorleitung zu wählen. Mittlerweile haben Chormitglieder und Chorleitung aber zusammengefunden und schätzen einander. Aus den anfänglich 50 Sängerinnen und Sängern hat sich seit Mai 2013 nun eine konstante Gruppe von 25 Mitgliedern entwickelt. Bei Semesterschlussprogrammen unserer Bildungseinrichtung konnte sich der Chor inzwischen zweimal erfolgreich präsentieren.

Dass die Teilnehmenden eine große Bereicherung durch „Rock am Stock“ – so nennt sich der Karlsruher Rock-und-Pop-Chor inzwischen – erfahren, ist ihnen dabei anzumerken. Die Potenziale ihrer „alten Stimmen“ zu entdecken und in einzelnen geplanten Aufführungen öffentlich darzubieten, spornt an. Dazu gehört auch eine regelmäßige, ausführliche Stimmbildung durch den Chorleiter. Das Aneignen englischer Texte stellt zwar für einige eine Herausforderung dar, aber auch eine weitere Lernmöglichkeit.

Da in der Chorgemeinschaft neue soziale Kontakte entstehen, erfahren viele durch „Rock am Stock“ einen großen Gewinn an Lebensqualität. Die Chormitglieder finanzieren von Anfang an den Chorleiter und klären alles Organisatorische selbst. Für Grundsatzüberlegungen bin ich als Moderatorin jederzeit ansprechbar und unterstütze den Chor in der Öffentlichkeitsarbeit.

Kontaktdaten:
Chorleitung: Steffen Schuhmacher
www.keys-n-stix.de
Organisation: Eckhard Rosenbaum
E-Mail: eckhard.rosenbaum@gmx.de

V. Resümee

Inzwischen wird dem Mangel an entsprechenden Chorexperimenten vielerorts begegnet und neue Chorprojekte mit Älteren entstehen. Diese haben höchst unterschiedliche Profile und entsprechen nicht dem Schema traditioneller Chöre. Das entspricht allerdings auch der großen, bunten Vielfalt älterer Menschen. Gelingen werden diese Projekte nur, wenn dem Wunsch nach Selbstbestimmung der Chormitglieder entsprochen wird und die Chorleitung über entsprechende pädagogische Kompetenz verfügt, um speziell die Potenziale älterer Menschen hörbar machen zu können.

EEB Kultur und Zivilgesellschaft

„African music always is a vehicle of social connection, emotions and ideas …“

Annette Marzinzik-Boness

Pastorin und Gestaltseelsorgerin
E-Mail: marzinzik@bluewin.ch

Dieser Satz geht mir nicht mehr aus dem Sinn. Ich habe ihn aufgelesen nachts um 2:30 Uhr beim Durchstöbern des Buchladens auf dem Airport in Dubai. Dieser goldschimmernde Palast nimmt auch zur nächtlichen Stunde noch freundlich seine übermüdeten Kunden auf. Hier also entdecke ich die klugen Worte über afrikanische Musiktradition, deren Autor ich vergessen habe.

Wir sind auf der Rückreise von Tansania. 14 Kirchenmusiker(innen) haben die Trommelrhythmen und afrikanischen Wechselgesänge noch in Herz und Ohr, die 1.000 Gerüche der Nyerere Road hinaus aus Dar es Salaam noch in den Kleidern. Zwei Wochen lang haben wir mit Tansanier(inne)n gelernt, gesungen und getanzt, zunächst in den Usambarabergen mit Schülern der Vuga-Bibleschool und 40 Gästen, allesamt Chorleiter(innen) in der North-Eastern-Diocese der Evangelical-Lutheran Church of Tanzania, später dann mit Studierenden der TaSUBa Art-School in Bagamoyo am indischen Ozean. Wir waren aufgebrochen, um die Heimat und den Ursprung des African Gospel kennenzulernen, der Melodien, die mit den Sklaven bis Amerika zogen und von dort aus in die ganze Welt. Deswegen also sind wir mit unserem bunten Kleinbus den steilen Weg hoch in die Berge getuckert und saßen dort in der ehemaligen Missionsstation im Unterrichtsraum.

Gemeinsame Workshops unter je wechselnder Leitung, in denen wir voneinander lernen, sind ein Gestaltungsmoment der Partnerschaft zwischen der Vuga-Bibleschool und dem Michaeliskloster in Hildesheim. Was wir dabei erlebt haben? Vielfalt – Offenheit – eine neue Form, einander wahrzunehmen in Nähe und Fremdheit – Erweiterung der eigenen Horizonte. Die Eindrücke und Erfahrungen in der Begegnung zwischen deutschen und tansanischen Musiker(inne)n sind so vielfältig und intensiv, dass es unmöglich scheint, davon zu berichten. Kopfschüttelnd fragt sich eine unserer Teilnehmerinnen am Abend eines solchen Tages: „Wem wohl soll ich zu Hause je erzählen können, was hier abgeht?“ – „African music always is a vehicle of social connection …“, und diese Verbundenheit tragen wir nun in unserem Herzen mit nach Hause, ein Geschenk.

Interessant sind interkulturelle Begegnungen an ihren Reibungsflächen, da, wo es etwas mühsamer wird und hakt. Es lohnt sich also, den Blick in unseren Reiseerinnerungen einmal etwas genauer darauf zu richten.

Natürlich kommen wir in Vuga voller Neugier und Interesse an, wir wollen etwas mitnehmen von afrikanischer Musik, am besten gleich und sofort. Aber? – Es ist inzwischen der dritte Seminartag und wir haben langsam das Gefühl, dass nur wir etwas zeigen und einbringen von unseren Traditionen. Und dabei würden uns doch am meisten die Lieder der Massai interessieren, die in ihrer „ngoma“ eine spezielle Atemtechnik, Bewegung und Gesang kombinieren. Wir sind also schon langsam ungeduldig, als plötzlich doch etwas geschieht: Unversehens und ganz spontan schlüpfen die fünf Massai-Teilnehmer in ihre traditionelle Kleidung und stellen sich in die Mitte. Es wird sehr still im Raum. Dann beginnt der Solo-Sänger ganz vorsichtig, fast leise, zu rufen, die anderen antworten, es folgen der Atemrhythmus und die wunderbaren Sprünge in konzentrierter Energie. Zwei Stücken dieser bewegenden, fremdartigen Musik dürfen wir beiwohnen – und husch sind unsere Sänger wieder in der hintersten Ecke des Unterrichtsraumes verschwunden und wieder in Bibelschüler verwandelt. Der Professor, der uns als Vertreter der Massai eine Einführung in Ausdruck und Geschichte dieser kostbaren Lieder geben sollte, ist verhindert, er hat einen Todesfall in der Familie.

Wir haben gelernt und etwas davon gespürt, wie verborgen manche Traditionen sind und wie zerbrechlich sie sind, wenn sie aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgenommen werden und sich in ungewohnten Zusammenhängen zeigen sollen. „Ngoma ikiita tunafuata!“ – „Wenn die Trommel ruft, dann folgen wir!“, sagen die Menschen ganz selbstverständlich. Klar, so ist das. Diese Massai-Musik, der wir eben noch lauschten, hat ihren Platz und ihre Zeit in den Lebenszusammenhängen der Menschen. Sie ist Antwort auf den Ruf. Als bloße Vorführung verliert sie bereits an Kraft und Intensität. („Ngoma“ ist ein Wort aus dem Kisuaheli, es wird oft mit „Trommel“ übersetzt, meint aber mehr. Mitgedacht ist immer auch das, was die Trommel bewirkt: Rhythmus, Tanz, Gesang … und letztlich Gemeinschaft.)

Am Nachmittag sehen wir Gäste kommen. Frauen und Männer aus den umliegenden Dörfern warten in Ruhe auf dem Vorplatz unter Bäumen. Ihr Chorleiter, Mchungaji Fisha, ist pensionierter Pastor und Komponist. Seine Lieder nehmen Washamba-Traditionen auf. Washambala bezeichnet die Menschen, die in der Bergregion wohnen, zu der auch das Dorf Vuga mit seiner Bibelschule gehört. Die Lieder des einheimischen Komponisten haben einen christlichen Inhalt, arrangiert sind sie nach dem Vorbild ursprünglicher Gesänge aus den Usambarabergen. Der Rhythmus wird mit langen, stabilen Stöcken auf den Boden gestampft, ein kleiner Stock in der rechten Hand klopft dazu die hohen Schläge. Das Lied ist ein erzählender Wechselgesang aus Frage und Antwort. Mchungaji Fisha will uns deutsche Gäste mit hineinnehmen, energisch ruft er in die Reihen der zuhörenden Schüler(innen) – doch auweia, wie geht das jetzt genau? Einige von uns werden mitten hineingestellt in die klopfende, schwingende Reihe der Sänger(innen). Zwischen den verlässlichen bäuerlichen Händen und getragen von den erdigen Stimmen machen wir mit – und lernen relativ schnell. Aber wie sollen wir das mit nach Hause nehmen ohne dieses wunderbare Vehikel der gemeinsamen Emotion?

Am letzten Tag soll unser Workshop mit einem gemeinsamen Konzert in der alten Missionskirche enden. Wir haben alle sehr engagiert gelernt, unser Workshop-Chor ist inzwischen auf 80 Sänger(innen) angewachsen. Ja und jetzt? Wie soll denn eigentlich unser Konzertprogramm aussehen? Wieder spüren wir diese merkwürdige Unsicherheit, wo es um das gemeinsame Tun zweier unterschiedlicher Kulturen geht. Doch schnell ist klar: Natürlich wird es eine grandiose Veranstaltung geben. Immer wieder schieben sich andere Chöre hinein in unser Programm: „Kwaia ya wazee“ – „Chor der Alten“, der westlich geprägtes Liedgut anstimmen wird, die „Vijana“ – der Jugendchor der Kirchengemeinde. Eigentlich ist es Brauch, dass alle jeweils von ihren Plätzen aus musizieren. Unser Workshop-Chor drängt nach vorn, wo es dann mit 80 Sänger(inne)n warm und eng wird. Doch was eigentlich ist nun Musik? Gebet? – Botschaft? – Ausdruck von Gemeinschaft? All das ist in überbordender Fülle vorhanden. Es beruhigt sich erst wieder, als der Vizebischof eine Rede hält.

Das gemeinsame Singen fühlt sich manchmal auch wie eine Befreiung an. Einmal wandern wir zum Kirchlein hoch auf den Berg Kwamongo, dort stimmen spontan alle mit ein, als wir nach einem kurzen Gebet „neno litasimama …“ („Das Wort bleibt bestehen“) singen. Unsere Gastgeber dort stehen auf, bewegen sich auf uns zu und ziehen singend mit uns ein Stück des Weges. Die Fremdheit ist überwunden, wir sprechen eine gemeinsame Sprache, beschenken uns gegenseitig mit Mut und Hoffnung.

Auch Gesangsdarbietungen stehen auf dem Programm. Wir erleben es, als wir in Korogwe beim Mkuu wa Jimbo (Superintendent) und seiner Gemeinde eingeladen sind. Am Samstagnachmittag treten unterschiedliche Chöre auf, zeigen sich gegenseitig, was sie erarbeitet haben, wetteifern um die beste Aufführung. Eine Gruppe hat einen Gesang aus dem Wagogo-Land im Inneren Tansanias einstudiert. Sie bringt ihn in traditionell weißer Kleidung zur Aufführung; daneben – und genauso willkommen – der Kirchenchor mit einem mehrstimmigen Satz aus dem westlichen Repertoire; auch worship music mit entsprechend geistbeseelter Inspiration hat ihren Platz; und neben Jugendchören und geistlichem Pop fehlt auch nicht der allseits beliebte Posaunenchor. Ja, und begonnen hat diesen feinen Wettstreit der Musiker der Kinderchor, die „Watoto“, der festlich tanzend in die große, mit Wellblech gedeckte Kirche einzieht. Wir erleben eine hohe gegenseitige Toleranz den unterschiedlichsten Stilrichtungen gegenüber. Diese Chöre werden auch am anderen Mor-

gen den Gottesdienst mitgestalten, das ist klar. Sie alle haben dort ihren Platz und werden jeweils vom leitenden Pastor aufgerufen. Wir sind beeindruckt,

welch eine musikalische Vielfalt der Gemeinde in einem ganz normalen Sonntagsgottesdienst (früh um 7:00 Uhr) geboten wird.

An der TaSUBa Art-School in Bagamoyo arbeiten wir vertiefender nur an insgesamt zwei Liedern, zusammen mit Studenten und einem Musiklehrer. Der Kreis der christlich geprägten Musik erweitert sich. Wir finden uns ein in Gesänge, Rhythmen und Tanz einheimischer Traditionen, zusammen auch mit muslimischen Student(inn)en. In den Liedern geht es um kleine Erzählungen, die manchmal lustig sind und den Alltag der Gemeinschaft in verschlüsselten Bildern beschreiben. Wir üben täglich die Trommelrhythmen, die dazugehörigen Tanzbewegungen und Wechselgesänge. Eine Gruppe ruft die andere, die Trommel fordert die Tänzer auf, eins geht ins andere über, überlagert sich und wird zu einem berauschenden kleinen Kunstwerk. Manchmal führen die Studenten und Tänzer es uns vor, manchmal stellen sie sich neben uns. So geht das: lernen durch Nachahmen und durch Mit-hineingenommen-Werden.

Nun sind wir wieder zu Hause. Wir würden gern das Geschenk dieser Begegnung bewahren, ein wenig davon festhalten. Wie aber kann das gehen für eine Musik, die je neu aus der jeweiligen Situation entsteht? Wir könnten sie in einen neuen sozialen Kontext stellen, ihr neue Verbundenheit einhauchen, wir könnten neu auf ihre Emotionen lauschen und sie rufen, damit sie uns ihre Botschaft entschlüsselt. Wir könnten es jedenfalls versuchen.

Beim Abschied, kurz bevor ich in unseren Kleinbus steige, erbittet meine tansanische Mitsängerin aus dem Alt das kleine Liederheft von mir, das unser Chorleiter für den Workshop zusammengestellt hatte. Darin waren einige liturgische Gesänge, Gospel aus dem afrikanischen Raum und feine deutsche Lieder unserer Kultur versammelt: „Vuga-Song-Book“ hatten wir es genannt, und natürlich überlasse ich es ihr für sich und ihren Kirchenchor in Tanga. Nun aber habe ich gar nichts mehr, das ich mit mir tragen könnte. Ein entsprechendes Songbook von tansanischer Seite gab es nicht, wie schade. Ich hätte doch zu gern etwas in den Händen. Der musikalische Leiter unserer Reise sagt es so: „Dieses Mal war es weniger das Einsammeln von fertigen, nachsingbaren Songs, sondern es waren vielmehr intensive Beobachtungs- und Erfahrungsmomente: kleine musikalische Detail-Entdeckungen, Gestaltungselemente, tiefe körperliche Erfahrung von Trommelenergie und Tanz. Es war das Zusammenfinden von Musik und Körperlichkeit, von spiritueller Kraft und einfachen Liedern (z. B. ‚neno litasimama‘), die Gemeinschaft von Menschen aus extrem unterschiedlichen Kulturen. Dieser Erlebnis-Edelstein wird auch während der Arbeit im deutschen kirchenmusikalischen Alltag immer wieder aufstrahlen. Er hat die Chorleiter(innen) bereichert, er wird bald auch in ihrer Musik hörbar sein.“ So sagte er das und ich finde, dass es genau zu dem Satz passt, den ich zufällig im Airport aufgelesen hatte: „African music always is a vehicle of social connection, emotion and ideas …“

Der interkulturelle Austausch auf dieser musikalischen Begegnungsreise nach Tansania hat alle Teilnehmer(innen) zu einer Haltung der Dankbarkeit geführt. Die spontane Gastfreundschaft unserer afrikanischen Partner, sowohl im Washambalaland als auch in der eher städtischen Kultur an der Küste, war für unsere Reisegruppe die größte Irritation, löst doch die Begegnung mit Fremden bei uns in Europa eher Bedenken und Zurückhaltung aus. „Wageni ni baraka“ – „Gäste sind ein Segen“ lautet ein Washambala-Sprichwort. Die Haltung der Achtsamkeit füreinander wird, neben dem mitgebrachten Repertoire an Rhythmen und Gesängen, die Musik der Chorleiter(innen) verändern und vertiefen. Dies gilt sowohl für die deutsche als auch für die tansanische Seite. Ein Beitrag zur Mehrperspektivität in einer globalisierten Welt, die nicht nur musikalisch nachklingen wird.

EEB Familie und Generation

Familienbildung im „Musikgarten“

Korinna Benthien

Dozentin für „Musikgarten“ und „Das Baby verstehen“ in der Evangelischen FBS Saarbrücken und Dozentin für die Qualifizierung von Tagespflegepersonen
Tel.: 01577 2087683
E-Mail: musikgarten-sb@arcor.de

Eines der Kernangebote des Eltern-Kind-Bereiches der Evangelischen Familienbildungsstätte Saarbrücken ist der „Musikgarten“. Vor knapp 20 Jahren wurde er zum ersten Mal in unserer Einrichtung angeboten, und wegen der anhaltenden Beliebtheit bei Eltern und Kindern hat er sich fest etabliert.

Die Begründerin dieses musikpädagogischen Konzeptes ist Dr. Lorna Lutz Heyge, eine Musikpädagogin aus den USA, die den „Musikgarten“ 1994 nach Deutschland brachte. Es handelt sich dabei um eine frühe musikalische Förderung, die sich schon an Kinder im Säuglings- und Kleinkindalter richtet.

Bei der praktischen Anwendung im Umgang mit den Kindern und ihren Eltern konnten wir sehr bald erfahren, wie bedeutsam frühe musikalische Erfahrungen für Kinder sind, wie viel Spaß und Freude sie Kindern und Eltern gleichermaßen bereiten und wie natürlich und selbstverständlich es letztendlich ist, mit Kindern auf der musikalischen Ebene zu kommunizieren. Mittlerweile ist auch allgemein bekannt, wie nachhaltig sich frühe Begegnungen mit Musik auf das ganze Leben auswirken.

Wir, d. h. alle diejenigen, die mit dem Konzept arbeiten, können bestätigen: Das gemeinsame musikalische Tun und Erleben der Eltern und ihrer Kinder wirkt sich sehr positiv auf deren Bindung aus. Eines der wichtigsten Ziele des „Musikgartens“ ist es, dass für Eltern spielerisches Musizieren mit Kindern selbstverständlicher, dass aktives Singen und Musizieren mehr zum täglichen Bestandteil des Familienlebens wird. Genau dies wollen wir als Familienbildungsstätte mit unseren „Musikgarten“-Kursen immer wieder erreichen und den Eltern nahebringen.

Der Ablauf einer „Musikgarten“-Stunde sieht folgendermaßen aus: Einmal pro Woche treffen sich sechs bis sieben Eltern mit ihren Kindern, um in einer geleiteten Gruppe 60 Minuten lang zu singen, sich zu Musik zu bewegen, mit den Kindern gemeinsam einfache Instrumente auszuprobieren und unterschiedlichste musikalische Spiele zu erleben und durch eigene Ideen zu gestalten. Innerhalb dieses Rahmens gibt es die unterschiedlichsten Aktivitäten: Fingerspiele, Sprechverse, gemeinsames Singen, Kniereiter, Schaukellieder, Körpererfahrungsspiele, Tanz- und Bewegungslieder und Spiele mit unterschiedlichsten Requisiten wie Tüchern, Bällen, Reifen oder Naturmaterialien. Durch einfache Instrumente wie Klanghölzer, Glöckchen, Rasseln oder Trommeln wird die gemeinsame Experimentierfreude von Kindern und Eltern geweckt. Auf diese Weise wird im Konzept „Musikgarten – Gemeinsam musizieren“ vielen kindlichen Bedürfnissen Rechnung getragen: dem Bewegungsdrang, dem spielerischen Umgang mit der Stimme, dem Wunsch, auch einmal im Mittelpunkt zu stehen, ebenso wie dem Bedürfnis, etwas gemeinsam mit der ganzen Gruppe zu tun. Dies alles wirkt sich positiv aus, sowohl auf die sprachliche wie die motorische Entwicklung.

Eine geschickte Auswahl an Aktivitäten und eine liebevolle Atmosphäre bewirken, dass Eltern und Kinder sich aktiv am Geschehen beteiligen. Dabei ist die Lehrkraft in ihrem Tun ein Vorbild für die Erwachsenen, welche wiederum zum Vorbild für ihre Kinder werden. Der Stundenablauf folgt einem festen Ritual, sodass auch sehr kleine Kinder recht schnell die Struktur wiedererkennen und so eine große Geborgenheit und Sicherheit innerhalb der Stunden erfahren. Stundenanfang und -ende sind immer durch das Namenlied, welches sich an jedes Kind persönlich richtet, deutlich erkennbar.

Außer der musisch-musikalischen Aktivität kommt dem „Musikgarten“ noch eine weitere wichtige Rolle zu. Es werden ganz nebenbei Regeln und soziales Miteinander geübt, wie z. B. gemeinsames Instrumente-Wegräumen, Warten-Können, bis man selbst an der Reihe ist, um mit einem begehrten Instrument zu spielen, aufeinander Rücksicht nehmen und vieles mehr. Vor allem aber bereitet eine „Musikgarten“-Stunde Eltern und Kindern sehr viel Vergnügen und Freude aneinander.

Heimvolkshochschulen

Pädagogisches Profil und Entwicklungsperspektiven

Die Studie untersucht das besondere pädagogische Profil, das Bildungsverständnis und den gesellschaftlichen Nutzen der Heimvolkshochschulen.

Falko von Ameln

Lernort Heimvolkshochschule

Eine empirische Studie

2014, 256 S., 24,90 € (D)
ISBN 978-3-7639-5429-2
Auch als E-Book

Versandkostenfrei bestellen im wbv Shop auf wbv.de

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de

wbv

STUDIENTEXTE FÜR ERWACHSENENBILDUNG

Migration in der Weiterbildung

Grundlagen für diversitätsbewusste Lehransätze

Wird migrationsbedingte Diversität in der Weiterbildung berücksichtigt? Der Autor diskutiert die Rolle der Weiterbildenden und die Inhalte der Angebote unter dem Aspekt der Migrationserfahrung und benennt hierzu zentrale Ziele und Aufgaben.

Halit Öztürk

Migration und Erwachsenenbildung

Studientexte für Erwachsenenbildung
2014, 159 S., 19,90 € (D)
ISBN 978-3-7639-5369-1
Auch als E-Book

Versandkostenfrei bestellen im wbv Shop auf wbv.de

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de

wbv

EB Professionelle Praktiken

Nacht der Bildung – eine Marketingoffensive für Bildung im Erwachsenenalter

Silke Wöhrmann

Dipl.-Kfm., Trainerin und Beraterin in Profit- und Non-Profit-Organisationen
APT | Marketing für Bildung GbR, Hamburg
Tel.: 040 53889343
E-Mail: s.woehrmann@apt-marketing.de
www.apt-woehrmann.de

Zugegeben – ein bisschen rasselte es in unserem Bauch, als das erste Mal in Hamburg viele Hundert Menschen unterwegs waren, hart arbeiteten, etwas für ihre Bildung taten – und wir waren „schuld". Referenten lesen noch einmal ihre Präsentation, Tänzer üben ihre Formation, Musiker gehen ihre Songs durch, Professoren werden etwas von ihrem Wissen abgeben – alles nur, weil uns vor anderthalb Jahren die Idee kam, eine „Nacht der Bildung" ins Leben zu rufen. Das Konzept der „Nacht der Bildung" wurde erstmalig am 21.03.2014 in Hamburg umgesetzt. Ein Programm mit 170 Veranstaltungen – mit Vorträgen, Workshops, Live-Musik, Vorlesungen und individuellen Beratungsangeboten zu Themen wie z. B. Sprachen, Management, Coaching, Betriebs- und Volkswirtschaftslehre, Musik, Mode und Fotografie, Gesundheitswesen und Konfliktmanagement – erwartete die Besucher. Diese Veranstaltungen fanden jeweils in den Häusern der Institute statt – die Besucher konnten direkt erleben, wie es sich „anfühlt", die Bildungsangebote vor Ort zu erleben.

Die Idee an sich lag nahe: Wir sahen, dass zwischen den Personen, die Bildung anbieten, und denen, die Bildung suchen, eine Lücke der Kommunikation und der Zugänglichkeit existiert. Umfangreiche Online-Portale oder Websites zeigen nicht die Menschen, die dahinterstehen. Sie zeigen nicht, mit wie viel Engagement sie jeden Tag Fort- und Weiterbildungskurse durchführen, sie zeigen nicht, mit wie viel Wissen Ausbilder in Unternehmen ihre Auszubildenden unterstützen. Dazwischen sind Türen, und diese Türen öffnen wir. Unser Ziel ist es, neue Begegnungen mit Bildungsstätten und mehr Möglichkeiten des Austausches und gemeinsamen Lernens zu ermöglichen. Hehre Ziele – dessen sind wir uns wohl bewusst; und sicherlich nicht mal eben so mit einem Event erreichbar – auch darüber sind wir uns im Klaren. Aber irgendwann muss jemand mal an einer Stelle anfangen.

Was wir erreicht haben

Erlebbarkeit von Bildung und Selbstüberzeugung wurde ermöglicht

Menschen, die Bildung suchen, fragen sich: Wo bin ich am besten aufgehoben? Mit welchem Abschluss habe ich die besten Aussichten? Wo werde ich fachlich professionell unterrichtet und vorbereitet? Wie vereinbare ich Berufstätigkeit und Familie? Kann ich das bezahlen? Gibt es Fördermöglichkeiten? Und, vor allem auch: Fühle ich mich dort wohl? Werden meine persönlichen Wünsche dort berücksichtigt oder bin ich nur eine „Nummer"? Wir unterstützen diese Orientierung und sagen: Schaut euch doch alles einmal selbst an. Spürt, wie es ist, in einer Vorlesung zu sitzen oder selbst ein „Beatdesign" zu erstellen. Seht, wie Studenten, die bereits dabei sind, sich entwickelt haben. Erlebt selbst, wie es sich anfühlt, länger zu sitzen und jemandem konzentriert zu zuhören.

Bildung wurde als ein wesentlicher Bestandteil des gesamten Lebenslaufs präsentiert

Nachschulische Bildung ist modern, proaktiv und ein Schlüsselbestandteil der eigenen Entwicklung. Neue Lern- und Ausbildungskonzepte und -methoden sind weit entfernt von dem noch oft im Kopf und in der Seele vorherrschenden – teilweise traumatisierten – Zustand des Paukens, Prüfens, Büffelns. Nur durch „selbst erleben" und „selbst machen" ist Bildung und ihr Einfluss auf den eigenen Lebenslauf spürbar. Nur wenn man selbst erlebt, wie lebendig und effektiv man z. B. Vokabeln lernen kann, traut man sich auch an neue Sprachen heran. Deswegen haben wir in der „Nacht der Bildung" Veranstaltungen angeboten, die zum Mitmachen und Miterleben ermutigen: Meinungsverschiedenheiten mit erlernten Techniken des Konfliktmanagements selbst einmal schlichten, zwischendurch zur Live-Musik mitgrooven, ehemalige Azubis und derzeitig Lehrende selbst fragen – die Möglichkeiten waren vielfältig.

Lebendigkeit, Offenheit und Individualität von Bildungsanbietern war gefragt

Wir sagen den Interessierten und Anbietern ganz einfach: Sprechen Sie doch wieder persönlich miteinander. Zu den Anbietern sagen wir: Öffnen Sie die Türen Ihrer Institute, Ihrer Akademien, Ihrer Unternehmen und lassen Sie Neugierige spüren, wie bei Ihnen Bildung gelebt wird. Zeigen Sie die Kompetenzen, die Sie jeden Tag unter Beweis stellen. Gehen Sie auf die Menschen zu und fragen Sie, was sie wün-

schen und wollen. Lassen Sie sich mehr auf die individuellen Fragen ein. Lassen Sie es zu, dass Menschen, die sich für Bildung interessieren, ihre persönlichen Eindrücke gewinnen – auch wenn sie sich im Zweifelsfall gegen ein Angebot entscheiden. Zu den Interessierten sagen wir: Entdecken Sie die Bildungsvielfalt Ihrer Stadt. Fragen Sie nach, was Sie bewegt. Bildung ist ein wesentlicher Bestandteil Ihres Lebens. Werden Sie aktiv und schauen Sie sich an, wie die jeweiligen Institute aufgestellt sind, bevor Sie sich anmelden. Denn nicht nur das Programm ist wichtig. Es ist wichtig, wie Sie vor Ort begleitet werden, welches ernsthafte Interesse ein Institut oder ein ausbildendes Unternehmen daran hat, Sie in Ihren Zukunftsplänen zu unterstützen. Scheuen Sie sich auch nicht danach zu fragen, welchen Nutzen die Aus- und Weiterbildung konkret hat, was aus den Menschen geworden ist, die diese Bildungsangebote bereits in Anspruch genommen haben.

Wir haben uns vor allem für mehr Orientierung an potenziell Teilnehmenden eingesetzt

Liebe Bildungsinstitute, liebe ausbildende Unternehmen: Denken Sie einmal wie jemand, der heute ein Bildungsinteresse hat, versetzten Sie sich in dessen Lage. Zum Beispiel Schüler(innen): Sie „ticken" einfach anders. Die teuren Flyer werden in den großen Pausen als Wurfgegenstände gegen die Langeweile benutzt. Die meisten davon landen in der Tonne. Schauen Sie mehr auf die Reaktionen der Schüler(innen) und Sie werden schnell registrieren: Sie verstehen Ihre Sprache nicht. Sprechen Sie mehr mit Ihnen und nehmen Sie die Schüler ernst.

So haben wir etwa auf der Basis von Schülerideen Flyer entworfen, die dann auch ein Blickfang wurden. Schon das Konzept des Flyers war ungewöhnlich: einfach nur die Veranstaltungen benennen und sagen, wie toll das alles ist – nein. Die Schüler(innen) wollten direkt und persönlich angesprochen werden. Und siehe da: Wir haben keine Flyer oder Broschüren in Postkörben oder Pausenhallen gefunden.

Die Mischung des Marketings hat es gemacht

Ohne Marketing geht es nicht. Eine umfassende Marketingkampagne hat unsere Besucher(innen) auf das Event aufmerksam gemacht. Durch das gesamte Projekt zog sich die Zielsetzung, zwischenmenschliche Begegnungen und neue Zugänge zur Bildung im Erwachsenenalter zu ermöglichen. Hier ein paar Beispiele:

Zum Beispiel Medien

Eine herzliche und persönliche TV-Moderation, Anke Harnack (NDR), zeigte den Zuschauern die aktive Atmosphäre eines Sprachinstituts. Die Besucher(innen) vor Ort konnten durch das Bild laufen, sie erhielten die Möglichkeit, in die Berichterstattung einbezogen zu werden. Die unterschiedlichen Persönlichkeiten – etwa der Direktor einer wirtschaftlich orientierten Universität oder der Institutsleiter einer Pop- und Medienakademie – waren greifbar und nah.

Moderatorin Anke Harnack (links) und Silke Wöhrmann

Großflächenplakate, City-Light-Poster, Mega-Light Select und Seitenscheibenplakate waren in einem einheitlichen grafischen Auftritt geschaltet. Diese Marketingaktivitäten wurden durch eine klar gegliederte, übersichtliche Website abgerundet. Hier konnten die Besucher(innen) sich ihre persönliche „Nacht der Bildung" zusammenstellen. Die Bildungs-App der Hamburger „Nacht der Bildung" erlaubte es, die Angebote auch mobil einzusehen und sich an die Orte navigieren zu lassen. Ein Imagefilm sprach die visuellen Bedürfnisse der Kunden an. Mailings und haptisch ansprechende Broschüren erreichten gezielt interessierte Unternehmen und

Mega-Light am Bahnhof Dammtor

Personen. Auf Facebook und Xing, den Austauschplattformen für Interessierte und Bildungsanbieter, wurde unsere Kampagne begleitet. Persönliche Gespräche mit der Presse und ein Presseblog, der die aktuellen Nachrichten schnell abrufbar aufbereitet bereithält, ergänzten die sonst übliche Pressearbeit.

Blickpunkt Besucher(innen)

Potenziell interessierte Studierende konnten vor Ort erleben, was junge Menschen in ihrem Studium alles mit ihrer Bildung umsetzen: So zeigten kleine Konzerte, wie Student(inn)en einer Akademie mit Herzblut dabei sind. Dies war spürbar und ließ auch zu, dass nicht alles so rund lief, wie geplant (das Schlagzeug fiel aus und kurzerhand wurden Kartons zu Trommeln umfunktioniert). So ist eben Studieren: ausprobieren, lernen, Neues entdecken, kreativ sein.

In den Workshops und Seminaren standen die Teilnehmenden und ihre Fragen immer im Mittelpunkt. Interessant war für uns zu sehen, dass die meisten Besucher(innen) ihr Wissen gezielt und aktiv erweitern wollten: 62 % kamen mit einem ganz speziellen Interesse an einem Themengebiet, 38 % waren offen für eine Vielzahl an Themen. Ungefähr die Hälfte der Besucher(innen) hat mehrere Institute besucht, die andere Hälfte blieb bei einem der von ihnen favorisierten Bildungsanbieter. Viele Besucher(innen) kamen allein – und gingen häufig mit neuen Bekanntschaften, die über das gemeinsame Interesse an Bildung entstanden sind. Uns wurde z. B. rückgemeldet: „War wirklich interessant", „Rollenspiel war sehr gut", „auf Publikum eingegangen", „sehr lebendig und unterhaltsam", „hochaktuell", „So schnell kann man Sprachen lernen – hätte ich nie gedacht! Anschließend konnte ich auf Russisch schon etwas sagen", „kompetenter Dozent". Die Besucher(innen) empfanden unsere „Nacht der Bildung" also als ein das Stadtleben bereicherndes Element und bewerteten die Idee zu 89 % mit „gut" und „sehr gut".

Und die Institute und Dozent(inn)en?

Durch das gegenseitige Kennenlernen entstanden auch zusätzliche Effekte, an die wir erst gar nicht gedacht hatten, die für Institute und Dozenten aber sehr wertvoll sind, denn: Auch die Institute lernten sich untereinander und sogar selbst besser kennen. Ein Institutsleiter konnte z. B. einmal selbst Seminare seines Hauses besuchen, seine Dozenten live und vor Ort erleben. Er meinte zu uns danach: „Ich wusste schon, dass wir gute Dozenten haben. Aber jetzt weiß ich, wie besonders gut sie sind." Gleichzeitig nutzten die Institute auch durch die internen Prozesse in der Vorbereitung zur „Nacht der Bildung" die Chance, ihre eigenen Marketingkonzeptionen zu überdenken und gegebenenfalls zu verändern, neue Blickpunkte zu diskutieren und gemeinsam noch klarer darin zu werden, was ihr Institut besonders ausmacht und wie es von den Kunden wahrgenommen wird.

Unser Ausblick

Wir denken: Das Arbeiten und „Bauchrasseln" hat sich gelohnt. Das Konzept der „Nacht der Bildung" als Instrument für mehr Zugänglichkeit zur Bildung ist aufgegangen.

In den weiteren Nächten werden wir zusätzlich auch ausbildenden Unternehmen ermöglichen, dabei zu sein und potenzielle Auszubildende einzuladen. Und wir freuen uns natürlich, wenn wir noch mehr Themen anbieten können, wie z. B. Technik, Handwerk und Themenbereiche der Naturwissenschaften.

Darüber hinaus werden wir „Nächte der Bildung" auch in weiteren Städten etablieren. Bereits feststehende Termine sind:

08.05.2015: Bremen
20.03.2015: Hamburg
26.06.2015: Schwerin

Und in Planung sind bereits: Leipzig und Düsseldorf.

EEB Kultur und Zivilgesellschaft

Im Älterwerden den eigenen Ton finden

Sabine Schmerschneider

Päd. Mitarbeiterin und ständ. stellv. Leiterin der Ev. Erwachsenenbildung Sachsen
E-Mail: sabine.schmerschneider@evlks.de

Musik belebt den Geist und spannt die Seele weit. Musik gibt Mut und Hoffnung. Wie klingt das im Blick auf das Älterwerden? Und wie können Ältere von der Erwachsenenbildung dabei unterstützt werden, geistliche Chormusik für sich und für die Öffentlichkeit zu interpretieren?

Der im Ruhestand aktive sächsische Kirchenmusikdirektor Christian Drechsler referiert zu diesen Fragen auf der zweiten Tagung der Kirchenmusik der sächsischen Landeskirche Ende letzten Jahres. Er meint: „Singen ist geistliche Wegzehrung für alle Lebensalter" – auch in höheren Lebensaltern. Vor Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern plädiert er für sogenannte „Singwochen". Das heißt: Vormittags wird an Liedern und Chorälen gearbeitet, nachmittags gibt es geselliges Singen oder Tanzen, dazwischen Austausch, Exkursionen und kleine Vorträge.

Kirchenmusikdirektor i. R. Günther Schmidt aus Chemnitz beschreibt es so: „Dynamik, Stimmbildung und Mehrstimmigkeit – alles geht, es sind nur andere Stimmen. Wir nehmen uns Zeit für das Einsingen. Werkebesprechung ist unverzichtbar. Und die Texte habe ich oft in Großdruck." Ziel von Seniorenchören ist es, ehemaligen Chorsängerinnen und -sängern die Möglichkeit zu geben, weiter zu singen und zu musizieren. Zur Freude am Singen kommt hinzu: die Ausgestaltung von kirchlichen Veranstaltungen, die Begegnung an Probentagen und die gemeinsame Aneignung von Texten und Komposition.

Dr. Theo Harthogh erforscht als Professor an der Universität Vechta das Thema „Alter und Musik" aus pädagogischer und therapeutischer Sicht. Er plädiert bei Instrumentalkreisen für ein 14-tägiges Musizieren ohne Curriculum. Stattdessen soll an den Lebenserfahrungen und am musikalischen Handwerkszeug der Mitspieler(innen) angeknüpft werden: „Der Erfolg misst sich an selbst gesteckten Zielen. Basis ist die Musizierfreude."

Die Tagungsteilnehmenden sind insgesamt davon überzeugt, dass es wichtig ist, die Älteren der Gemeinde so lang als möglich in Instrumentalgruppen oder Chören zu halten. Falls sich die Kirchenmusiker(innen) entscheiden, Ältere zu entlassen, müssen für diese alternative Angebote konzipiert werden. So resümiert eine Kantorin aus Dresden: „Musizieren mit Älteren muss zum Konzept werden, denn die Älteren wollen nicht bespaßt, sondern gefordert werden."

Es gibt ihn also nicht, den großen Unterschied zu jüngeren Chören. Ältere Chorsänger(innen) erwarten z. B. ebenso, dass das Portrait eines Komponisten vorgestellt wird und zeigen großes Interesse daran, wie ein Vers aus der Bibel durch musikalische Gestaltung seinen Ausdruck findet. Auch hier geschieht weit mehr als musikalische Bildung: Gemeindechöre sind in der Regel getragen vom Wunsch nach persönlichem Austausch, gemeinsamem Erleben und Entwickeln. Zudem achten die Choristen darauf, wenn ein „Kollege" krank wird oder Hilfebedarf signalisiert. Einzelne engagieren sich sogar im Beirat des Chores oder gehen selbst auf Sponsorensuche. Aber auch die Bedeutung des nicht chormäßig organisierten Singens ist groß für die Älteren. Offenes Singen in der Gemeinde – als mehrstimmiges Singen von einfach zu erlernenden, einstrophigen Liedern oder Kanons – darf nicht unterschätzt werden, es wirkt zudem generationenverbindend.

Stefan Gehrt leitet den Jubilate-Chor und ist engagierter Verfechter der kirchenmusikalischen Weiterbildungen für das Ehrenamt in der sächsischen Landeskirche.

Stefan Gehrt, Dresdner A-Kirchenmusiker und Musiktherapeut in Ausbildung, ist einer der Kantoren, die ihr Herz für die Chorarbeit mit Älteren entdeckt haben. „Das Proben ist für die Teilnehmenden eine sehr ernste Angelegenheit", meint er schmunzelnd und kommt auf das hohe Maß der ihm entgegengebrachten Verbindlichkeit zu sprechen. Seit April 2013 leitet Gehrt den Jubilate-Chor in Dresden-Neustadt. Die Proben der etwa 50 Sänger(innen) dort finden wöchentlich statt. Sie sind frei von Zeit- und Erfolgsdruck, was aber nicht heißt, dass die Sängerinnen und Sänger nicht jedes Mal erneut herausgefordert werden wollen und es auch werden. Voraussetzung für mehrstimmigen Chorgesang ist gute Notenkenntnis. Jedes Chormitglied

zahlt jährlich 40 Euro Beitrag, wobei man nicht der evangelischen Kirche angehören muss. Das hat sich herumgesprochen, und mittlerweile fühlen sich viele nicht kirchliche Ältere im Chor zu Hause, darunter auch Frauen und Männer, die seelisch oder körperlich behindert sind. Stefan Gehrt: „Ganz stark ist zu spüren, wie alle Anteil nehmen am Leben der anderen und am Leben der Kirchgemeinde." Über das Jahr singt der Jubilate-Chor mindestens sechs Mal: im Sonntagsgottesdienst der Dreikönigskirche, bei Gemeindefesten oder im Gelände des Diakonissenkrankenhauses. Das Singen im Gottesdienst zieht auch die Jüngeren an. Vor allem die Kinder und Enkel der Choristen wollen erleben, was die Alten da so umtreibt – und sie sind erstaunt, wie der Chorklang von Mal zu Mal besser wird. Gehrts Fazit: Chorarbeit mit älter werdenden Frauen und Männern setzt auf gemeinsame Freude, künstlerische Herausforderungen und Trost gegen Einsamkeit, Einschränkungen und Verlust.

Konzentriert bei der Sache sind die Choristen des Jubilate-Chores. Sie fragen bei ihrem Chorleiter Stefan Gehrt immer wieder neue Herausforderungen an.

Was daran ist Erwachsenenbildung? – Es ist zunächst einmal die Ermöglichung von Begegnung und gemeinschaftlicher Entwicklung. Das Gefühl, dass man gebraucht wird und etwas bewirken kann, wirkt belebend und identitätsstiftend. Die Beschäftigung mit Liedgut, Komponisten, Aufführungsorten und organisatorischen Herausforderungen knüpft oftmals an biografische Stationen und den jeweiligen Erfahrungsschatz der Älteren an. Probentermine geben der Woche eine Struktur. Und es ist ein besonderer Augenblick, wenn ein Konzert oder die ausgestaltete Andacht bei den Zuhörenden Anklang finden. Auch das gemeinsame Feiern danach und zu individuellen und kirchlichen Anlässen ist nicht zu unterschätzen.

Was aber tun, wenn Kolleg(inn)en fehlen und auch keine Hauptamtlichen mehr da sind? In der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens gründete sich etwa 2013 eine Initiative von Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern, deren Ziel es ist, das Singen und Musizieren in der Kirche – besonders in ländlichen Räumen – zu erhalten und zu unterstützen. Die hier konzipierten Weiterbildungen für Ehren- oder Nebenamtliche entwickeln deren vorhandene Kompetenzen, z. B. im Orgelspiel oder in der Lied- und Singbegleitung. Angeknüpft wird an die Fähigkeiten, Lieder begleiten oder singen zu können. Es ist uns, der Evangelischen Erwachsenenbildung Sachsen, ein Anliegen, diese niedrigschwelligen Angebote zu ermöglichen. Inzwischen bringen die Seminare mit dem Titel „Damit die Kirche im Dorf bleiben kann" etliche Interessierte zusammen: Ältere mit musikalischer Vorbildung, Personen, die neben ihrer Berufstätigkeit für und mit anderen Menschen musizieren möchten, Frauen aus Mutter-Kind-Gruppen oder Erzieherinnen in Kindertagesstätten. Nach Bedarf wird ein Coaching angeboten: individuell und an die Bedingungen vor Ort angepasst.

Wir sind überzeugt: Dieser Arbeitsbereich hat Zukunft. Mit den Angeboten, in Kooperation mit dem Evangelischen Forum Chemnitz und der Arbeitsstelle Kirchenmusik, schaffen wir die Möglichkeit, sich bis ins hohe Alter zu entwickeln und nützlich zu machen. Bislang nahmen 24 Personen an den Weiterbildungsangeboten teil, die wir auch als „Angebot vor Ort" anbieten. Wir hoffen, dass weitere Kirchenbezirke davon Gebrauch machen.

Durch die Initiative dieser „E-Ausbildung" (E wie Ehrenamt) unter unserem Dach entsteht hier ein Tätigkeitsfeld, das genau das bietet, was sich Ehrenamtliche von heute wünschen: eigene Begabungen vielfältig einzubringen und neue Verantwortungsrollen zu übernehmen.

Links zu weitern Infos:
„Damit die Kirche im Dorf bleiben kann" – Weiterbildungen fürs Ehrenamt: www.ehrenamtsakademie-sachsen.de/veranstaltungen/musik
Wiesbadener Erklärung des Deutschen Musikrates zur Sinnhaftigkeit musikalischer Entwicklung und zum Ausbau von Angeboten für ältere Menschen: www.musikrat.de
Fortbildungsangebot „Musik auf Rädern – Ambulante Musiktherapie": www.musikaufraedern.de
Chorliteratur „Singen im Alter, in der Pflege und bei Demenz" (in Großdruck): www.singen-kennt-kein-alter.de
Einfach zu erlernendes Saitenzupfinstrument mit Notenschablonen für den Einsatz bei Menschen im Alter und bei Behinderung: www.veeh-harfe.de

Resonanzen musikalscher Bildung

Zur Entwicklung und Irritation von Hörgewohnheiten

Dr. Jochen Kaiser

Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Prakt. Theologie, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen
Tel.: 0341 49249124

I. „Hab ich den falschen Sender erwischt?“

Zum 21. Juni 2014 veränderte der Sender *Deutschlandradio Kultur* sein Programm grundlegend. Am 12. Juli, also nach drei Wochen, zog der Programmdirektor Andreas-Peter Weber *Im Gespräch* eine erste Bilanz und setzte sich der Kritik seiner Hörer(innen) aus. Der Programmdirektor argumentierte in zwei Richtungen: 1.) Das alte Programm lief schon 20 Jahre relativ unverändert. Und 2.) Eine empirische Studie über die Nutzung des Programms hat unterstrichen, dass eine Steigerung der Marktanteile eine Änderung und *Modernisierung* des Programms erfordert. Dazu gehört eben auch eine gewisse Anpassung an den *Mainstream* der Hörgewohnheiten. Der suggestive Slogan über dem bilanzierenden Gespräch lautete: *„Gutes noch besser machen“*. Doch viele Hörer(innen) ließen sich darauf nicht ein. Die Kritik war umfassend, beispielsweise: „Mir fehlen die Diskussionssendungen, wo man anrufen konnte.“ Oder: „Das Radiofeuilleton vermisse ich.“ Oder eine junge Mutter: „Wir sind Samstagmittag immer so mit dem Auto losgefahren, dass die Kinder *Kakadu* hören konnten.“ Hauptargument der kritischen Hörer(innen) war und ist: „Ich bin weg!“ Es werden also andere Radiosender gehört. Viele Hörer(innen) äußerten sich auch zur Musik[1], etwa: „Mir fehlt die außergewöhnliche und sehr inspirierende Musikauswahl.“ Oder: „Muss ich nun häufiger solche Stücke wie *I need a Dollar* hören?“ Oder: „Mir fiel zuerst die *reformierte Musikauswahl* auf, ich denke immer: Hab ich den falschen Sender erwischt?“ Oder: „Die Filmmusikbeiträge sind störend, dann kann ich gleich einen der normalen Sender hören …“

II. Zur Transparenz und Bedeutung alltagsästhetischer Vorlieben

Im Gespräch mit dem Programmdirektor Andreas-Peter Weber bestimmten Hörgewohnheiten die Meinungen der Hörer(innen). Das Radio ist ein ideales Medium, um Hörgewohnheiten zu untersuchen, denn dort ist man fast ausschließlich auf die hörende Wahrnehmung beschränkt. In diesem Artikel soll es nicht um allgemeine Hörgewohnheiten gehen – dies wäre in wenigen Sätzen nicht zu leisten –, sondern wir konzentrieren uns auf das Musikhören und Singen, besonders bei Live-Performances.

[1] Vgl. www.deutschlandradiokultur.de/programmreform-gutes-noch-besser-machen.970.de.html?dram:article_id=291522 (Stand: 12.07.2014)

Der Musikgeschmack ist laut Forschung eine zentrale Größe für eine alltagsästhetische Unterscheidung von Milieus. Häufig wird eine distinktive Nutzung der Musik unterstellt: Der eingefleischte Klassik-Fan kann Rockmusik nicht ausstehen. Oder: Die Liebhaberin von Volksmusik (übrigens ein sehr deutsches Phänomen) toleriert auf keinen Fall Musik der klassischen Avantgarde. So unterscheiden sich die Musikvorlieben, wenn sie mittels Fragebogen erhoben werden. Das gilt auch für indirekte Fragen, z. B.: In welche Veranstaltung gehen Sie gelegentlich: a) Rockkonzert, b) klassisches Konzert etc.?

Ein Problem der Fragebogen über den Musikgeschmack ist, dass sie nicht klären können, wie es uns ergeht, wenn wir in einer Live-Veranstaltung, z. B. einem Gottesdienst, mit einem uns fremden und ungeliebten Musikstil konfrontiert werden. Gemeint ist hier die Unterscheidung zwischen verbalen und klingenden Präferenzen von Musik.[2]

Ein Beispiel hierzu aus meinem aktuellen Forschungsprojekt *Was erleben Menschen, wenn sie im Gottesdienst singen?* illustriert dies: In einem Gottesdienst wurde ein neues Lied gesungen. Es war einfach und eingängig und auf dem Video ist zu sehen, dass viele das neue Lied gut mitsangen. Im Nachgespräch unterhält sich ein Ehepaar über dieses Lied: Die Frau ist begeistert: Das Lied *Fröhlich* hat sie „ganz doll angesprochen" und hat ihr „gut getan". Die Melodie war „sehr belebend, sehr erfrischend". Ihr Mann ist nicht so überschwänglich gestimmt. Zögernd beschreibt er sein Empfinden und es fällt ihm schwer, die richtigen Worte zu finden, denn er mag die neuen Lieder nicht. Die Texte sind „eigenartig modern, sie versuchen dann irgendwie so'n Übertragung zu machen zum modernen Zeitgeist". Sie erinnern ihn sehr an „Schlager". Auf das Wort „Schlager" springt wieder seine Frau an und unterbricht ihren Mann: „Also diesen Schlageranklang habe ich absolut, habe aber auch wirklich des Gefühl, ich kann die Melodie einfach mitsingen, also ohne das Lied weiter zu kennen. Ich finde es dadurch sehr leicht und fühle mich dadurch auch leichter, als wenn ich nur die Noten anschauen muss." Der Mann schaut hier in der Beurteilung durch die Brille seines Alltagsgeschmacks (obwohl auf dem Video zu sehen ist, dass er gut mitsingt). Die Frau, obwohl sie ebenfalls im Alltag keine Schlager hört, merkt aber, dass sie einfach und leicht mitsingen kann und das bestimmt ihre positive Beurteilung.

So beeinflusst die konkrete Situation, insbesondere wenn sie rituellen Charakter hat, den Musikgeschmack. Ein Live-Erlebnis kann die Ablehnung von Musik(stilen) mildern. Musik, die *anonym* aus dem Radio tönt, wird schnell und ohne nachzudenken abgedreht. Live-Musik hat eine andere Wirkung. Wir sehen die Musizierenden, vielleicht kennen wir auch einige, die Begeisterung der Spielenden steckt uns an und plötzlich hören wir Musik, bei der wir im Radio längst weggezappt hätten.

Eine eindrucksvolle Demonstration dieser These ist auch das öffentliche Musizieren und Singen von Kindern. Wenn ein Kinderchor oder eine Kita-Gruppe vor Eltern und anderen ein Lied oder Singspiel aufführt, ist die musikalische Qualität häufig für sensible Hörer grenzwertig. Dennoch sind die Hörenden begeistert und erfreut über die Darbietung, denn stärker als die Klangqualität zählt hier, dass Kinder zum Musizieren und Singen ermutigt werden. Zugleich drückt sich darin eine unausgesprochene Hochschätzung alles Kindlichen – in einer immer älter werdenden Gesellschaft – aus. Weil also die Beziehung zu den Kindern höhersteht als das absolute Klingen der Musik, fällt es vielen gar nicht schwer, gegenüber schrägen Tönen tolerant zu sein. So fließen immer auch soziale Vorstellungen in die Bewertung von Hörerlebnissen ein.

Kinderchor beim Krippenspiel in der Sylvestrikirche in Wernigerode, Dezember 2012

III. Offenohrigkeit in kirchlichen Milieus

Schulz u. a.[3] fassen die bisherigen empirischen Erkenntnisse in Bezug auf kirchliche Milieus folgendermaßen zusammen:

> „Im Bereich der Musik zeigt es sich so krass wie sonst nirgends – und mit Blick auf die kirchliche Arbeit gibt es keine anderen derartig dramatischen Erkenntnisse über ‚Abstoßungseffekte' in der Kirche: Was die einen mögen, können die anderen nicht leiden, was die einen schätzen, können die anderen kaum ertragen."

[2] Hier werden *Geschmack* und *Präferenz* synonym gebraucht, obwohl in der Musikpsychologie i. d. R. *Präferenz* als lang- und *Geschmack* als kurzfristige Vorliebe unterschieden werden.

[3] Vgl. Schulz, C./Hauschildt, E./Kohler, E. (2008): Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfe für Kirche und Gemeinde. Göttingen, S. 199.

Zwar wird diese Wirkung für den Gottesdienst etwas eingeschränkt, unter den aktuell kirchlich verbundenen Menschen besitzt die Musik jedoch ein großes Distinktionspotenzial. Dass Musik zur Abgrenzung von anderen genutzt wird und dass in diesen Prozessen starke Emotionen freigesetzt werden können, ist bekannt. Doch wie erklärt sich das große Distinktionspotenzial bei kirchlich geprägten Menschen? – Da es bislang leider keine vertiefende empirische Studie über Musikvorlieben in konfessionell-religiösen Kontexten gibt, müssen die folgenden Überlegungen spekulativ bleiben.

Zunächst einmal ist festzustellen: Musik ist heute überall verfügbar – alle Musik ist heute überall verfügbar. Wir können an jedem Ort und zu jeder Zeit selbst entscheiden, welche Musik wir hören wollen, und so können wir immer Musik hören, die uns gefällt. Musik soll uns froh machen, unsere Trauer auflösen, uns ein gutes, angenehmes Gefühl geben, uns nicht stören oder nerven. Vorherrschend ist ein narzisstischer Musikkonsum. Musik ist fast ausschließlich auf das eigene Wohlbefinden ausgerichtet. Alle Musik, die im Augenblick mein Wohlbefinden behindert, wird abgelehnt und damit grenzt man sich auch von den Menschen ab, die diese andere Musik lieben. Der Begriff *narzisstisch* ist hier vielleicht etwas überzeichnend, aber er markiert deutlich, was gemeint ist. Vorherrschend ist der Anspruch: Musik soll uns guttun! Und sie tut es tatsächlich. Musik ist eine positive Macht, die uns emotional anspricht, vor allem erfreut und begeistert. Sie kann unsere Stimmung positiv beeinflussen und ist deshalb gut und hilfreich fürs Leben.

Anthropologisch betrachtet erfreute Musik die Menschen bereits unter den harten Lebensbedingungen vor 35.000 Jahren. In Höhlen des oberen Donautals beispielsweise wurden Flöten gefunden, die diachron gestimmt waren. Die Klänge dieser Flöten konnten unsere Vorfahren in ihren kalten, nassen Wohnhöhlen für einige Augenblicke in eine andere, spirituelle Welt entführen und sie damit für kommende Herausforderungen stärken.[4]

Und heute? – In einem Gottesdienst in der Leipziger Nikolaikirche im Juli diesen Jahres: Die Teilnehmenden füllten einen kurzen Fragebogen zu den gesungenen Liedern aus. Sie sollten bestimmte Merkmale des eigenen Befindens (gewichtet) ankreuzen, wobei neben einigen sozialen Daten nur die Bezeichnung des gemeinten Liedes und einige Kreuze erforderlich waren. Während der Abendmahlsausteilung improvisierte der Organist relativ modern. Ich, als teilnehmender Forscher, empfand diese Musik passend und freute mich an der farbenfrohen Registrierung, die den Kirchenraum in einem warmen Licht aufleuchten ließ. Auch die Improvisationskunst des Organisten nahm ich wahr. Einige Befragte schrieben zusätzlich ihre Meinung zu bestimmten Musikstücken auf, wie: „Die Musik hätte gut zu einem Gruselfilm gepasst." Sie hatten das Gefühl, dass die Musik nicht zur Situation passt. So wird deutlich, dass wir Musik heute an unserem eigenen Wohlbefinden und nach unserem subjektiven Gefühl der Stimmigkeit wahrnehmen. Dieser narzisstische Zug verliert die Musizierenden aus dem Blick, die mit ihrer Person *hinter* der Musik stehen und in unsere Beurteilung einbezogen werden müssen.

Oder wir kommen noch einmal auf die Programmreform von *Deutschlandradio Kultur* zurück: Im Rahmen der Sendung *Im Gespräch* äußern sich Fachleute zu verschiedenen Themen, beantworten Fragen der Zuhörer(innen) und sind dafür oft ein bis zwei Stunden im Studio. Bisher war es üblich, dass diese Fachleute Musikwünsche mitbrachten, deren Auswahl sie oft begründeten. Nun aber wird die Musik von einer Redaktion festgelegt, und das stört die Stammhörer(innen). Die Musikwünsche ließen offenbar etwas von der Persönlichkeit der Fachleute aufleuchten, etwas, das in ihren sachlichen Antworten verborgen bleibt. Musik ist eben ein emotionales Medium. Viele Menschen haben Songs für unterschiedlichste Stimmungen und Situationen: Da ist das eine Liebeslied, wozu die erste Liebesnacht durchgetanzt wurde, und immer noch spürt man beim Hören das verliebte Kribbeln. Da ist die eine traurige Ballade für den Liebeskummer. Da ist der Freudensong, nachdem die deutsche Fußballmannschaft Weltmeister wurde. Da gibt es Musik zum Saubermachen, zu melancholischer Stimmung, zu festlicher Sommerzeit und kalter Winternacht. Da gibt es Lieder zum Geburtstag und zur Weihnacht. Da gibt es Gutenachtlieder für die Kinder und die Trauermusik beim Tod eines geliebten Menschen. Vielfältige Situationen unseres Lebens sind mit bestimmten musikalischen Klängen verbunden. So weit, so gut, doch wo liegt das Konfliktpotenzial und wo ist Toleranz gefordert?

In der ästhetischen Phänomenologie unterscheidet Moritz Geiger[5] zwei Arten der Wahrnehmung

[4] Vgl. Conrad, N./Malina, M./Münzel, S. (2009): New flutes document the earliest musical tradition in southwestern Germany. In: Nature, 460, S. 737–738.

[5] Vgl. Geiger, M. (1911): Zum Problem der Stimmungseinfühlung. In: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, 6, S. 1–42.

von ästhetischen Gegenständen, die sich auf Klänge und Musik übertragen lassen: Einmal kann man eine *betrachtende Einstellung* einnehmen. Damit behält man eine Distanz beim Musikhören und Singen. Man hört zwar den Klang oder singt mit, aber innerlich ist man nicht eng mit der Musik verbunden. Dem gegenüber steht die *aufnehmende Einstellung*. In dem Fall drängen die Klänge ins subjektive Erleben, brechen emotionale Dämme, was uns dann innerlich bewegt und die Musik zu *unserer* Musik macht. Diese emotionale Bewegung muss uns gar nicht bewusst sein. So kann uns ein Lied an eine alte Liebe erinnern, doch wenn von diesem Lied nur das Soloinstrument, z. B. eine Oboe, erklingt oder eine charakteristische Harmoniefolge, werden wir uns gleichermaßen, aber unbewusst erinnern. Wir fühlen dann nur, dass diese Klänge uns plötzlich ganz nahegehen. Jede Ablehnung dieser Musik würde dabei auch uns als Person ablehnen.

Wie steht es also mit dem hohen Distinktionspotenzial von Musik in kirchlichen Kreisen? – Lehnen evangelische Christen Marienlieder ab? Singen katholische Christen bei Lutherliedern nur widerwillig mit? – In meiner Wahrnehmung erlebe ich Musik – zumindest zwischen den Konfessionen – eher als eine Brückenbauerin. Beispielsweise sind sehr viele Lieder in den konfessionellen Gesangbüchern (Evangelisches Gesangbuch und Gotteslob) *ökumenische* Lieder,[6] und wie im EG Anrufungen an Maria zu finden sind, so enthält das Gotteslob auch Lutherlieder. Typische Marienlieder werden evangelische Christen kaum erleben, und wenn sie mal auf einem Katholikentag oder einer Wallfahrt ein solches hören, wird die Begeisterung des Singens sie ergreifen und das womöglich Anstößige ihnen kaum bewusst werden. Als ich z. B. mit meinem Chor im Gottesdienst regelmäßig ein- und mehrstimmige Psalmodien sang, hörten wir aus der Gemeinde immer wieder den Satz: „Das ist doch katholisch." Allerdings war dies nicht zwangsläufig als Ablehnung zu verstehen, sondern wies auf die ungewohnten Klänge hin – die Psalmen waren aus evangelischen Gesangbüchern. Gerade auch in den Kasualien – Trauungen, Taufen und Beerdigungen – werden Musikstücke nicht mehr aus konfessionellen Gründen ausgesucht. Die musikalischen Negativlisten der evangelischen Landeskirchen sind vergessen, das *Ave Maria* von Bach-Gounod zum z. B. wird heute gespielt, weil es anrührend klingt, kaum jemand weiß noch, dass dies bis in die 1980er-Jahre verboten war. Vor allem, wenn konkrete Musik erklingt, kann das Gehörte gefallen, auch wenn es sozial verpönt ist oder nicht ins Milieu passt.

Mit dem Begriff der *Offenohrigkeit* wird in der Musikpsychologie das Phänomen gefasst, dass Kinder offen sind für alle Musikstile und Gattungen. Sie hören alles, was ihnen angeboten wird. Erst im Alter von acht bis zehn Jahren setzt eine deutlich erkennbare Präferenzentwicklung ein, die im frühen Teenager-Alter dazu führen kann, dass ausschließlich eine bestimmte Musikgruppe gehört und geliebt wird. Diese Vorliebe ist dann emotional stark besetzt und beinhaltet eine Identifikation mit den Idolen, die sich auch in Kleidung und anderem ausdrückt. Zumeist wird damit auch eine Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen demonstriert.[7] Indes, die Musikstile, die man im Kindesalter kennengelernt hat, lassen sich im Leben leichter *verstehen*, man wird zu ihnen leichter Zugang finden, auch wenn man sich später spezialisiert hat und einzelne Stile bevorzugt. Wie aber können nun im Erwachsenenalter Musik und Toleranz entwickelt und praktisch gelebt werden?

IV. Erwachsenenpädagogische Überlegungen

Zentral für die andragogische Theorie und Praxis sind folgende drei Punkte:

a) Die Musizierenden und die begeistert Hörenden gehören in den Mittelpunkt.
b) Der Blick sollte vom eigenen Wohlbefinden etwas gelöst werden.
c) Die konkreten Klänge und gemeinsames Musizieren sollten mehr in den Vordergrund rücken.

Wie kann dies in der erwachsenenpädagogischen Praxis gelingen?

a) Die Musizierenden und die begeistert Hörenden

Der Musikkonsum aus dem Radio ist eher narzisstisch, denn wir hören nur das, was uns im Augenblick gefällt und schalten schnell um, wenn uns die Musik missfällt. Bei Live-Musik wirken die Musizierenden und die anderen (begeistert) Hörenden auf unser Geschmacksurteil ein. Dadurch lernen wir Musik kennen und vielleicht schätzen, die nicht zu unseren Präferenzen gehört. In den Blick geraten die anderen Menschen. Die Aufgabe im Blick auf andragogische Praxis ist es, subjektiv fremde Musik kennenzulernen und das Erleben in einen reflexiven Prozess einzubinden, der Erfahrungen mit Musizierenden und ihrer Musik als Ergebnis hat. Ein konkretes Beispiel:

[6] Im neuen *Gotteslob* sind 150 Lieder, also die Hälfte der Stammteillieder, ökumenisch. Vgl. Praßl, F. K. (2014): Der Weg zum neuen katholischen Gebets- und Gesangbuch „Gotteslob". In: MuK, 84 , S. 236 – 240, 239.

[7] Vgl. Gembris, H. (2005): Die Entwicklung musikalischer Fähigkeiten. In: de la Motte-Haber, H./Rötter, G. (Hrsg.): Musikpsychologie. Laaber, S. 394 – 456, 432 ff.

Nach einem (kurzen) Konzert folgt ein Gespräch mit den Musizierenden und Hörenden, um so das Erlebnis verarbeiten zu können. Hilfreich wären darüber hinaus in diesem Bildungsprozess Aussagen der Komponierenden zu ihren Werken, denn manche schwer verdaulichen Klänge überzeugen, wenn deutlicher benannt wird, was sie ausdrücken sollen.

b) Wohlbefinden entwickeln statt fixieren

Ich schließe hier an die obige Unterscheidung von betrachtender und aufnehmender Einstellung an: Statt Musik per se als Identifikationsmedium zu verstehen, sind beide Einstellungen als gleichberechtigt und wertungsfrei anzusehen. Weder ist die betrachtende nur ein oberflächliches Unterhaltungsprogramm, noch ist die aufnehmende der einzige wirkliche Zugang. Um (kirchliche) Distinktionsreflexe zu irritieren und zu mildern, ist in jedem Fall die betrachtende Einstellung zu stärken. Musik wird in dieser Einstellung bewusst wahrgenommen und auch beurteilt: War die gehörte Musik z. B. eher fröhlich oder traurig, melancholisch oder bewegend? Dabei lässt sich der/die Hörende nicht von der Musik *vereinnahmen*, sondern bleibt in einer ästhetischen Distanz. Diese Distanz macht es möglich, neue Hörgewohnheiten zu entwickeln, Musik zu erleben, die nicht schon zu den eigenen Präferenzen gehört. Doch eine solche Haltung muss Schritt für Schritt eingeübt werden und bleibt meist nur ein fernes Bildungsziel. Schon Theodor W. Adorno entwickelte eine Hörertypologie, an deren Spitze ein analytisch-strukturell hörender Experte stand. Um Musik nicht nur unbewusst und emotional schlicht, sondern bewusster und differenzierter hören zu können, bietet es sich bei erwachsenenpädagogischen Veranstaltung z. B. an, dass in der Vorstellungsrunde jeder einen kurzen Ausschnitt seiner Lieblingsmusik vorspielt und dann in einigen Sätzen seine Präferenz erklärt. So können wir durch die Musik dem anderen begegnen. Wenn wir uns in dieser betrachtenden Einstellung üben, könnten wir die positive Macht der Musik erleben, denn unmerklich könnte meine *betrachtende* sich in eine *aufnehmende Einstellung* wandeln. Das ist kein qualitativer Unterschied, sondern nur eine andere Weltwahrnehmung, die mich dem Menschen, der diesen Musikstil liebt, näherbringt. Das oben beschriebene Gespräch zwischen Mann und Frau über das moderne *schlagerähnliche* Lied wäre auf diesem Hintergrund anders verlaufen. Der Mann hätte zwar seine eigene Distanz zu diesem Lied wahrgenommen, aber die Freude, das Lachen und das Wippen mit dem Buch seiner Frau hätte seine Aufmerksamkeit von der Beurteilung des Musikstils abgelenkt, hin auf die Frau an seiner Seite. Er hätte die Lust am Singen erlebt und davon wäre seine Beurteilung beeinflusst worden. Solche Gespräche zu führen könnte ein Ziel von Veranstaltungen der Erwachsenenbildung sein.

c) Konkrete Klänge gemeinsam erleben

Faszinierend sind Konzerte, in denen Musik aller vorstellbaren Musikstile erklingt. Das kann anhand der Entwicklungen auf dem Musikmarkt verdeutlicht werden. War bis vor ca. 15 Jahren eine wichtige Einnahmequelle von Musiker(inne)n der Verkauf von CDs, denn bei Konzerten war nur wenig Geld zu verdienen, hat sich das heute (auch aufgrund des Internets) verändert. Musiksoziologen stellen fest, dass das Live-Erlebnis in einem Konzert einnehmender ist als das einsame Musikhören. Gefördert werden sollte die lebenslange Bildung durch Musik. Denn ein Konzert zu hören, in einem Chor zu singen, in einem Gottesdienst Musik zu hören und selbst zu singen ist allemal *schöner* als lange Artikel über Musik zu lesen.

Zusammenfassend soll betont werden: Begeisterte Hörer(innen), die Entwicklung von Wohlbefinden sowie das gemeinsame Hören von Musik und Musizieren sind drei Aspekte für die andragogische Praxis im Umgang mit Musik. Offenheit und Toleranz für andere Musikstile lernen wir am Einfachsten über begeisterte Hörer(innen), denn sie können authentisch vermitteln, was an dieser Musik gefällt. Neben speziellen Musikveranstaltungen der Erwachsenenbildung schlage ich jedem den Besuch von musikalisch vielfältigen Konzerten vor, denen Gespräche mit Fans der konkreten Musik folgen könnten.

Denn unser Wohlbefinden hängt nicht nur von einer Homöostase der Gefühle durch narzisstisches Musikerleben ab, sondern eine Erkenntnis im Gespräch mit anderen, ein Gefühl der Zugehörigkeit nach einer fremden Musik ist vielleicht sogar beglückender und ruft ein tieferes, weil eben nicht selbstbezügliches, Wohlbefinden hervor. Gemeinschaftserlebnisse, die uns einbinden in das Schwingen der Musik, erzählen uns ohne Worte von einem reichen Leben, das Klagen und Weinen, Freude und Fröhlichkeit umfasst. Musik und Singen kann uns ein erfülltes Leben schenken.

Zugänge und Angebote musikalischer Bildung in der Evangelischen Erwachsenenbildung

Dr. Marion Fleige

Deutsches Institut für Erwachsenenbildung
Bonn
E-Mail: fleige@die-bonn.de

Prof. Dr. Jan Philipp Sprick

Hochschule für Musik und Theater Rostock
E-Mail: jan-philipp.sprick@hmt-rostock.de

I. Kulturelle Bildung neu gefragt

Musik ist aus Sicht der Verbände öffentlicher Erwachsenenbildung und der Weiterbildungsstatistik des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung (DIE) ein Teil des Themenbereichs „Kultur – Gestalten".[1] Von „kultureller Bildung" ist die Rede in erwachsenenpädagogischen Diskursen, wie sie beispielsweise durch die Fachgruppe der Deutschen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (DEAE) geführt werden.[2] Nachdem die 2000er-Jahre von der Einforderung von Begründungen und Finanzierungskürzungen für diesen Themenbereich geprägt waren, wird ihm seitens der Politik, der Wissenschaft und der Zivilgesellschaft gegenwärtig ein neues Interesse entgegengebracht, meist verbunden mit der Hoffnung auf die umfassende Wirkung einer Schulung von Wahrnehmungsfähigkeit, künstlerischen Fertigkeiten und Kreativität.[3] Allerdings sind wissenschaftliche Befunde zu den Angeboten kultureller Erwachsenenbildung im Allgemeinen wie auch zur musikalischen Erwachsenenbildung im Besonderen, zu Fragen der Beteiligung, des Nutzens und der Wirkungen noch weitgehend ein Desiderat.

Dieser Artikel widmet sich den Angeboten, Themen und Zugängen musikalischer Bildung, insbesondere in der Evangelischen Erwachsenenbildung (EEB). Wir beginnen mit einigen Beobachtungen zu den Angebotsstrukturen und zur Beteiligung an musikalischer Erwachsenenbildung und geben einen Ausblick auf aktuelle Diskurse. Danach vertiefen wir die Betrachtungen anhand von Programm- und Ankündigungstextanalysen und geben einen Ausblick auf gegenwärtige Forschungs- und Entwicklungsbedarfe.

II. Musikalische Erwachsenenbildung: Angebotsstrukturen, Beteiligung und Diskurse

Die Bedarfe und Bedürfnisse musikalischer Erwachsenenbildung zu beurteilen, stellt die Forschung vor eine Vielzahl von Herausforderungen, da das Musiklernen für Erwachsene durch eine Reihe von Lernwiderständen und Barrieren gekennzeichnet ist und auch eine umfangreiche Angebotsentwicklung noch vermisst wird.

Im Berichtsjahr 2012 betrug der Anteil des Themenbereichs „Kultur – Gestalten" am Gesamtangebot der EEB 17,9 %.[4] Der Deutsche Volkshochschulverband (DVV) verzeichnete mit 16,7 % einen ähnlichen Wert. Anders als in der DVV-Statistik werden im Berichtsbogen der DEAE aber keine Unterthemenbereiche ausgewiesen, sodass hier für die EEB statistisch keine Aussagen zu den jeweiligen Anteilen von Angeboten zur Musik am Angebot im Bereich „Kultur – Gestalten" getroffen werden können.[5] Die DVV-Statistik weist einen Anteil rezeptiver Musikangebote von 1,8 % am Themenbereich „Kultur – Gestalten" aus, und der Anteil an Kursen zur „musikalischen Praxis", im Sinne eines selbsttätigen Tuns am Instrument oder beim Gesang, betrug im Jahr 2012 14,0 %.[6] Im Zentrum der DVV-Angebote steht offenbar die musikalische Praxis, die Zahl der Angebote im rezeptiven Bereich ist relativ niedrig. Dieser wird allerdings seit etwa zehn Jahren verstärkt auch von Konzert- und Opernhäusern bedient, nicht zuletzt als Bestandteil von „Audience Development".[7] Füllen die Konzert- und Opernhäuser damit eine Lücke? Diesen Angeboten liegt jedenfalls über die institutionspolitischen Gründe hinaus auch die Absicht zugrunde, dass etwa nicht nur in das jeweilige Konzert eingeführt, sondern überdies das individuelle Wissen über Musik insgesamt gesteigert wird.

[1] Vgl. Horn, H./Ambos, I. (2014): Weiterbildungsstatistik im Verbund 2012 – Kompakt. URL: www.die-bonn.de/doks/2014-weiterbildungsstatistik-01.pdf (Stand: 31.08.2014)
[2] www.deae.de/Profil bildende-Themen/Kultur-Kreativitaet-Interkulturalitaet-Zivilges.php (Stand: 31.08.2014)
[3] Vgl. Höppner, C. (2012): Musik und Kulturelle Bildung. In: Bockhorst, H./Reinwand, V.-I./Zacharias, W. (Hrsg.): Handbuch Kulturelle Bildung. München, S. 546 – 552.
[4] Zahl der Veranstaltungen. Vgl. Horn/Ambos, a. a. O., S. 60.
[5] Vgl. DEAE-Statistikbogen 2012, Bonn.
[6] Vgl. Huntemann, H./Reichart, E. (2013): Volkshochschul-Statistik. 51. Folge, Arbeitsjahr 2012. ULR: www.die-bonn.de/doks/2013-volkshochschule-statistik-01.pdf (Stand: 31.08.2014), S. 32.
[7] Vgl. Mertens, G. (2012): Konzerthäuser

Festzustellen ist sowohl für die sogenannte „ernste“ Musik (sowohl ältere Musik als auch zeitgenössische Musik) als auch für die Popularmusik (Pop, Rock, Jazz, Hiphop usw.)[8] eine Diskrepanz zwischen dem Hören, dem „Musikkonsum“ (Konzertbesuche, Erwerb von Tonträgern, Musik als Untermalung im öffentlichen und privaten Raum etc.) und dem Wissen über Musik (Stile, Komponist[inn]en, Interpret[inn]en, aktuelle Hitlisten etc.).[9] Dabei ist vor allem die klassische Musik mehr als jede andere Kunstsparte noch stark mit kanonisierten Wissensbeständen und sozialen Distinktionen belegt[10] – trotz der großen Zahl an Kirchenchören, nicht kirchlich gebundenen Chören, Gesangsvereinen und andere Möglichkeiten, sich aktiv auf unterschiedlichen Einstiegs- und Verbleibniveaus musikalisch zu betätigen.[11] Im Vergleich mit anderen Kunstformen zeigen sich im Bereich der Musik Zugangshemmnisse in besonderer Weise[12]: Musikalische Sozialisierung, vor allem das Erlernen eines Instrumentes, aber auch die reflektierte Musikrezeption, scheint im Erwachsenenalter ungleich schwerer zu fallen als im Jugendalter, und auch Erwachsene, die vielleicht als Kinder oder Jugendliche ein Instrument gespielt haben, greifen dies häufig nicht wieder auf. Erhöhte Zugangsschwierigkeiten im Vergleich zu anderen Kunstformen gibt es auch hinsichtlich rezeptiver Musikangebote, hier stellt insbesondere die häufig fehlende Kompetenz, Noten lesen zu können, eine Barriere dar.

Trotz des offenkundigen Lernbedarfs und vieler erwachsenenpädagogischen Herausforderungen beschäftigen sich die gegenwärtigen Diskurse zur musikalischen Bildung vor allem mit dem Kulturpublikum von morgen. Insbesondere die zahlreichen Angebote der „beigeordneten Anbieter“ (Orchester, Opernhäuser etc.) wenden sich in erster Linie an Kinder und Jugendliche, aber auch die Musikschulen verlegen ihren öffentlichen Bildungsauftrag vor allem auf die jungen Altersgruppen.[13] Erwachsenenbildungsrelevante Akzente werden nur vereinzelt gesetzt, etwa durch die Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel, die auf einer Tagung zum Thema „Musikpolitik“ den Münchener Ansatz des „Milieumarketing“ nach Tippelt u. a. behandelte und so einen Zusammenhang zwischen Teilnehmendenmilieus und Musikgeschmack herstellte.[14] Solche Diskussionen lassen sich als Hinweise auf mögliche Themen- und Zugangsnachfragen aufgreifen und für Angebotsentwicklungen nutzbar machen.

Betrachtet man die Diskurse der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im Handlungsfeld der musikalischen Erwachsenenbildung, so fällt auf, dass auch hier keine dezidiert erwachsenenpädagogischen Akzente zu finden sind. Die nach wie vor geltende Bestandsaufnahme „zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur“ aus dem Jahr 2000 berichtet lediglich von der Bedeutung der Kirchenmusik für den Ursprung und die Pflege protestantischer Kultur und die zunehmende Anreicherung von musikalischer Populärkultur mit pseudoreligiösen Ausdruckselementen.[15] Der EKD-Text „Kirche klingt“ von 2008 fasst nur wichtige Erscheinungsformen von Musik zusammen, begründet kirchenmusikalische Praxis theologisch und skizziert kirchenmusikalische Handlungsfelder, hinsichtlich der Bildungsarbeit mit Erwachsenen findet sich darin jedoch lediglich der Hinweis auf eine Schnittstelle zur Religionspädagogik, gemeint sind die Singkreisangebote der Kirchgemeinden.[16] Auch die Stellungnahme der EKD zur Erwachsenenbildung aus dem Jahr 1997 lässt inhaltliche Aussagen zur kulturellen Bildung im Allgemeinen und zur musikalischen Bildung im Besonderen vermissen, obwohl sie sich kritisch mit den Inhalten und Auswirkungen des Kulturprotestantismus auseinandersetzt.[17]

Zusammenfassend kann noch einmal festgehalten werden, dass die Angebote zur musikalischen Erwachsenenbildung zum großen Teil einen praktischen Schwerpunkt haben und Themen, die auf das Hören und Verstehen von Musik ausgerichtet sind, nur in sehr geringem Umfang stattfinden. Die spezifischen Schwierigkeiten, die das Musiklernen Erwachsener kennzeichnen, werden in den entsprechenden Fachdiskursen und programmatischen Grundsatzpapieren jedoch noch nicht in ausreichender Weise berücksichtigt.

und Orchester als Orte Kultureller Bildung. In: Bockhorst u. a., a. a. O., S. 553–556.

[8] Im Artikel wird diese Unterscheidung „holzschnittartig“ verwendet und lässt sich insbesondere auf zeitgenössische Musikformen nicht ohne Schwierigkeiten anwenden.

[9] Vgl. auch Rhein, S. (2011): Musikpublikum und Musikpublikumsforschung. In: Glogner-Pilz, P./Föhl, P. S. (Hrsg.): Das Kulturpublikum. Fragestellungen und Befunde der empirischen Forschung. 2., erw. Aufl., Wiesbaden, S. 183 ff.

[10] Vgl. Rhein, a. a. O., S. 204 ff.

[11] Vgl. Schmitz, S. (2012): Musikalische Bildung in der Laienmusik. In: Bockhorst u. a., a. a. O., S. 572–574.

[12] Vgl. Wucher, D. (1999): Musik selber machen. Eine Chance für Jüngere und Ältere an Musikschulen. Musikalische Erwachsenenbildung an Musikschulen. Versuche, Initiativen und Ergebnisse. Regensburg; Stang, R. (1998): Kursleitung Kulturelle Bildung, S. 74–77. URL: www.die-frankfurt.de/esprid/dokumente/doc-1998/stang98_01.pdf (Stand: 31.08.2014)

[13] Vgl. dazu Wucher, a. a. O.

[14] Vgl. Barz, H. (2009): Milieus des Glücks – Glück des Milieus. Über den Wandel gesellschaftlicher Glücksvorstellungen und seine Gründe. In: Ermert, K. u. a. (Hrsg.) (2009): Musik und Verantwortung. Perspektiven der Musikpolitik in Deutschland. Hrsg. von der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel, S. 14–38.

[15] Vgl. Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und Geschäftsstelle

III. Programmanalytische Perspektiven auf musikalische Themen und Zugänge der EEB

Angebote der kulturellen Bildung sind in Programmheften unter allen Themenbereichen subsumiert, im Kontext der EEB beispielsweise auch im Themenbereich „Religion – Ethik". Vor diesem Hintergrund helfen Programmanalysen und Ankündigungstextanalysen, EEB-Veranstaltungen nicht nur über die statistische Kategorie „Kultur – Gestalten" aufzufinden und abzubilden. Gleichzeitig zeigen solche Analysen das geplante Angebot und damit das veröffentlichte Bildungsverständnis eines Trägers, einer Institution und des jeweils fokussierten Themenbereichs.[18]

Einer Programmanalyse von Gieseke/Opelt (2005) in Berlin und Brandenburg[19] zufolge lassen sich die Angebote kultureller Bildung als „systematisch-rezeptiv", „selbsttätig-kreativ" oder „partizipativ-kommunikativ" (einschließlich „interkulturell") klassifizieren. Die Studie zeigt jeweils im systematisch-rezeptiven und im selbsttätig-kreativen Portal die ganze Spannbreite an kultureller Erwachsenenbildung von der Kunst- und Kulturgeschichte über Malen, Tanz und Musik bis hin zu Medien. Sie weist für das Jahr 2001 in Berlin 64 systematisch-rezeptive Angebote zur Musik und 51 Angebote zu Oper/Theater aus, zudem 282 selbsttätig-kreative Angebote zu Musik/Gesang.[20] Bricht man diese Zahlen für die EEB in Berlin und Brandenburg herunter, so ist zu erkennen, dass in jenem Jahr in ganz Berlin lediglich zwei Angebote zur Musik im systematisch-rezeptiven Bereich gemacht wurden, im Land Brandenburg aber 29 (2 bzw. 0 im systematisch-rezeptiven Bereich Oper/Theater und ca. 50 bzw. 10 im selbsttätig-kreativen Bereich Musik/Gesang).

Die genaue Analyse zeigt dann, dass für die vergleichsweise hohe Angebotszahl im Land Brandenburg vor allem die EEB Fürstenwalde im Landkreis Oder-Spree verantwortlich ist und ein an Breite und Differenziertheit herausragendes Programmkonzept aufweist. Die Aufzählung der Themen, die über das ganze Jahr hinweg in Zusammenarbeit mit Fachleuten aus dem kirchenmusikalischen Bereich (Kantoren, Kirchenmusiker[inne]n) angeboten werden, umfasst „die Epochen der Musik, die Geschichte einzelner Instrumente, (...) Kirchenmusik (...) am Beispiel von J. S. Bach" und weiterer Komponisten.[21] Aktuell belegt ein Blick in die Programme der EEB Fürstenwalde, dass die Angebote noch immer gemacht werden, wenn auch nicht mehr das ganze Jahr hindurch. Im Zentrum steht jetzt ein jährliches Wochenendseminar.

Im Folgenden werfen wir noch einige vertiefende Blicke auf aktuelle Programmkonzepte und Ankündigungen, die wir stichprobenartig ermittelt haben. Dabei beschränken wir uns auf systematisch-rezeptive Angebote.

Im Rahmen der Vortragsreihe „Treff im Dom" in Fürstenwalde werden beispielsweise Abendveranstaltungen zu Komponisten wie Chopin oder Carl Philipp Emmanuel Bach und deren Werken angeboten. Das musikalische Werk wird vor dem Hintergrund seiner Entstehungsepoche reflektiert, die Wissensvermittlung über das Werk mit historischen Einblicken verbunden. Der Ankündigungstext deutet an, dass hier die Arbeit mit Musikbeispielen im Zentrum steht.

Das „Seminar-Wochenende Kunst und Kultur" zum Thema „Heinrich Schütz – Poetus musicus" arrangiert einen Blick auf das Werk dieses Komponisten über den Zugang der musikalischen Analyse („musikalisch-rhetorische Stilmittel in den Kompositionen von H. Schütz und Besonderheiten in den Passionsvertonungen von Schütz im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen"). Hier wird mehr ein musikimmanenter Ansatz für die Erwachsenenbildung aufbereitet.[22] Eine uns vorliegende Feinplanung des Wochenendseminars aus dem Jahr 2012 zum Thema „Reformation und Musik" zeigt, dass in Fürstenwalde auch weitere Zugänge angeboten werden, z. B. mittels Textanalyse, biografischen Informationen zu den jeweiligen Komponisten und/oder mittels des ei-

der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF) (2000): Gestaltung und Kritik. Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert. Hannover.

[16] Vgl. EKD (Hrsg.) (2008): Kirche klingt. Ein Beitrag der Ständigen Konferenz für Kirchenmusik in der evangelischen Kirche von Deutschland zur Bedeutung der Kirchenmusik in Kirche und Gesellschaft. EKD-Text 99, Hannover, S. 38 ff. Dennoch wird in dem Text allgemein auf den „enormen Beitrag" hingewiesen, den die Kirchen zur „musisch-kulturellen" Bildung leisten (S. 9). Aber auch hier liegt ein Schwerpunkt auf dem praktischen Musizieren.

[17] Vgl. Kammer der EKD für Bildung und Erziehung (2004): Orientierung in zunehmender Orientierungslosigkeit. Hannover.

[18] Vgl. Fleige, M./Reichart, E. (2014 i. E.): Statistik und Programmanalyse als Zugänge zur Angebotsforschung. Erkundungen am Beispiel der kulturellen Bildung in der Volkshochschule. Erscheint in: Dokumentation der Jahrestagung der Sektion Erwachsenenbildung 2013.

[19] Vgl. Gieseke, W./Opelt, K. (2005): Programmanalyse zur kulturellen Bildung in Berlin-Brandenburg. In: Gieseke, W. u. a. (2005): Kulturelle Bildung in Deutschland. Exemplarische Analyse Berlin/Brandenburg (Europäisierung durch kulturelle Bildung: Bildung – Praxis – Event, Bd. 1, hrsg. von Gieseke, W./Kargul, J.). Münster u. a., S. 43–130. Die Untersuchung war Teil eines deutsch-polnischen Forschungsprojektes zur kulturellen Bildung.

genen musikalischen Erprobens von Stücken aus dem Werk von Komponisten.[23]

So setzt die EEB Fürstenwalde auf ein Spektrum von Zugängen von musikwissenschaftlich-biografischen und musiktheoretischen Zugängen. Die Breite und Offenheit dieser Angebote legen nahe, dass es offenbar durchaus möglich ist, musikalischen Laien auf einem differenzierten Wissensniveau Musik zu vermitteln.

Ein weiteres aktuelles Beispiel für systematisch-rezeptive Angebote im Bereich „Musik" ist der „Opernworkshop" der EEB München anlässlich der Neuinszenierung von Donizettis „Lucia di Lammermoor" an der Bayerischen Staatsoper im Dezember dieses Jahres. Der Ankündigungstext[24] informiert zunächst über das Werk selbst und weckt Interessen auf einer inhaltsbezogenen Wissensebene. Innerhalb des Formats werden dann folgende Zugänge ausgewiesen: „In die Oper und deren Handlung werden wir Sie mit kurzen Theorieeinheiten, Musikbeispielen und kreativen Methoden einführen." Interessant ist hier, dass auch in einem eigentlich systematisch-rezeptiven Angebot ausdrücklich auf „kreative Methoden" zurückgegriffen wird, um eine einseitige – und die sinnlich-emotionale Seite der Musik ausblendende – Fokussierung auf Theorie zu vermeiden.

An diesem Beispiel ist neben der wiederum erkennbaren Breite der Zugänge abzulesen, dass das Bildungswerk ein Angebot für die Großstadt macht und auf diese Weise versucht, aktiv in sie hineinzuwirken. Dabei nutzt die VHS München – die selbst ein sehr differenziertes Angebot zur musikalischen Erwachsenenbildung vom Notenlesen über die Harmonielehre und das Werkverstehen bis hin zu Konzerteinführungen macht[25] – auch ihre Nähe zu den Kulturinstitutionen der Stadt.

IV. Forschungs- und Entwicklungsbedarfe

Aus den exemplarischen Analysen lassen sich Hypothesen für das Angebot an musikalischer Bildung in der öffentlichen Erwachsenenbildung, insbesondere in der EEB, ableiten. Was die Adressat(inn)en betrifft, so müssen im Bereich der Musik wohl oft erst individuelle Berührungsängste mit Musik überwunden werden. Es gibt eine auffällige Diskrepanz zwischen dem Umfang, in dem Menschen Musik hören und in dem sie über das Gehörte reflektieren. Die Frage von Lernorten und Räumen für musikalische Erwachsenenbildung muss differenziert gestellt und mit der Frage der Kooperation mit Kulturinstitutionen innerhalb und außerhalb der Kirche verbunden sein. In diesem Sinne wäre auch zu beschreiben, in welcher Weise „beigeordnete" Musikangebote in Kirchengemeinden außerhalb der EEB – rezeptive Angebote, die auch hier begleitend zu Konzerten stattfinden, Angebote zum Notenlesen, offene Chorwochenenden – zum Spektrum von Angeboten des musikalischen Lernens Erwachsener im Bereich der evangelischen Kirche beitragen.[26] Die Finanzierung der Angebote ist – wie in allen Themenbereichen – eine notwendige Voraussetzung für deren Weiterentwicklung. Hier steht die musikalische Erwachsenenbildung aber vor der Schwierigkeit, dass die im kirchlichen Bereich für die Musik zur Verfügung stehenden Mittel immer geringer werden und es daher auch zu einer Konkurrenz zwischen praktischen Musikangeboten und Bildungsangeboten kommen dürfte.

Im Rahmen systematischer Programm- und Ankündigungstextanalysen könnten diese Annahmen weitergeführt bzw. weiterverfolgt werden.[27] So könnte z. B. ermittelt werden, welche Themen und Zugänge bei welchen Anbietern der EEB noch fehlen und für welche Adressat(inn)engruppen sie mit welchen thematischen Schwerpunktsetzungen und Wissensniveaus zu entwickeln sind. In weiterer Perspektive wären über die Programm- und Ankündigungstextanalysen hinaus auch Planende zu befragen, Bedarfe und Bildungsinteressen der Adressat(inn)en zu erheben und Marketingstrategien zu erschließen.

[20] Zum Vergleich: 1.107 Angebote öffentlicher Erwachsenenbildung zur Kulturgeschichte, 901 zum Malen/Zeichnen, 897 zum Kunsthandwerk und 282 zum Textilen Gestalten.
[21] Vgl. Gieseke/Opelt, a. a. O., S. 73.
[22] Vgl. EEB Fürstenwalde (2014): Programmheft 2014.
[23] Vgl. EEB Fürstenwalde (2014): Veranstaltungsbericht „Reformation und Musik".
[24] Auffindbar auf der Website des Evangelischen Bildungswerks München e. V.: http://ebw-muenchen.de/kalender/2099/lucia-di-lammermoor-opernworkshop (Stand: 31.08.2014).
[25] Vgl. Münchener VHS (2014): Programmheft Herbst/Winter 2014/2015.
[26] Anzunehmen ist nach unseren Beobachtungen auch, dass auch diese Angebote noch weiter ausgebaut werden könnten, aber auch, dass im Handlungsfeld Diskurse über die Anerkennung dieser Angebote als Angebote der EEB geführt werden. Davon noch einmal zu unterscheiden ist das Angebot an Orgelunterricht für professionelle und ehrenamtliche Organist(inn)en (sowie, äquivalent für Chorleiter[innen]), das auch in den Gemeinden lokalisiert ist.
[27] Vgl. dazu auch Nolda, S. (2004): Zerstreute Bildung. Mediale Vermittlungen von Bildungswissen. Bielefeld.

Perspektiven kirchenmusikalischer Erwachsenenbildung? – „Klingt gut!“

Dr. Julia Koll

Studienleiterin Ev. Akademie Loccum
E-Mail: jkoll@web.de

Zwischen Weihnachtsoratorium und Jazzklängen, Kindersingkreis, Gospel- und Posaunenchor, Kirchenraves und Harfe: Das Spektrum der Musik in evangelischen Kirchen ist breit und bildet einen festen Bestandteil kirchlicher Arbeit. Nach Angaben des Deutschen Musikrats singen und musizieren gegenwärtig knapp fünf Millionen Menschen in Chören und Instrumentalgruppen, und etwa 900.000 davon finden sich dazu in kirchlichen Gruppen zusammen. Grund genug, die kirchenmusikalische Praxis einmal genauer anzuschauen und nachzufragen, welche Bildungsprozesse hier initiiert und gefördert werden.

I. Kirchenmusik in ihrer Vielfalt begreifen

Traditionell wurde Kirchenmusik vor allem mit gottesdienstlicher Musik gleichgesetzt. Längst aber ist aus der kirchenmusikalischen Praxis ein ausdifferenziertes, weitgefächertes Arbeitsfeld geworden. Aktuelle praktisch-theologische Ansätze sprechen sich daher für einen weiten Kirchenmusikbegriff aus – in zweifacher Hinsicht: Zum einen wird Kirchenmusik als Querschnittsthema betrachtet, das sich nicht auf den Gottesdienst beschränken lässt.[1] In der kirchlichen Kulturarbeit, im schulischen Religionsunterricht, bei gemeindepädagogischen Angeboten oder Seelsorge – in nahezu jedem Bereich kirchlicher Praxis kann Musik eine Rolle spielen. Zum anderen ist Musik nicht nur als musikalischer Text zu verstehen, sondern vor allem als Musizieren. Damit richtet sich eine zeitgenössische Kirchenmusiktheorie gegen ein klassisches Musikverständnis, das vor allem die Musikstücke und deren Analyse fokussiert. Sie nimmt damit Bezug auf die sogenannte *New Musicology*, die Musik als Praxis versteht, die es nur im Zusammenspiel mit konkreten sozialen und kulturellen Umständen gibt.

In diesem Sinne gehen auch die folgenden Überlegungen von Musik als einer *sozialen Aktivität* aus und beziehen sich in erster Linie auf das gemeinsame Singen und Musizieren im kirchlichen Raum. Allerdings lassen sich viele Thesen in ähnlicher Weise auch für das bloße Hören von Musik geltend machen.

Die empirische Kirchenmusikforschung steckt noch in den Anfängen, es gibt aber verheißungsvolle Pionierprojekte: Die empirische Studie, auf die sich hier schwerpunktmäßig bezogen wird, ist die Posaunenchorbefragung 2012, an der sich knapp 6.000 Mitglieder norddeutscher Posaunenchöre beteiligt haben.[2] Als eines der klassischen kirchenmusikalischen Formate in den evangelischen Kirchen sind die Posaunenchöre nicht nur deshalb ein interessantes Phänomen, weil sie auf eine an die 170 Jahre währende Geschichte in Kontinuität und Wandel zurückblicken. Unter dem Bildungsaspekt kommt hinzu, dass sich diese laienmusikalische Bewegung durch eine gewisse Heterogenität in ihrer Mitgliederschaft auszeichnet – und dass es hier, noch stärker als im Bereich der Vokalchöre, seit 1945 zu deutlichen Professionalisierungsschüben gekommen ist, etwa durch studierte Musiker als Landesposaunenwarte.

II. Gemeinsames Musizieren als Bildungsgeschehen

Ob Posaunenchor oder Kantorei, ob Kantatenprojekt oder Blockflötenensemble – gemeinsames Musizieren ist in vielerlei Hinsicht als Bildungsgeschehen zu begreifen:

a) Kulturell und kognitiv

Am offensichtlichsten liegt auf der Hand, dass kirchenmusikalische Praxis kulturell bildet. Erlernt werden vor allem kulturelle Techniken wie das Notenlesen, das Instrumentenspiel und die dafür erforderlichen kognitiven Fähigkeiten. Kulturelle Bildung im Posaunenchor hängt darüber hinaus mit dem musikalischen Repertoire zusammen, das in verschiedene musikalische Stile, Genres und Kompositionsformen quer durch die Jahrhunderte einführt. Dabei begegnet kulturelle Bildung nicht als reines Tatsachenwissen, sondern in Anwendung, d. h. praktisch und ästhetisch vermittelt. Gemeinsames Musizieren bietet damit eine Möglichkeit zur kulturellen Partizipation par excellence, und das bleibt nicht ohne Folgen. Das zeigt etwa die Tatsache, dass klassische Musik bei Mitgliedern von Posaunenchören überaus beliebt ist – und zwar durch alle Altersparten und in bunten Mischungsverhältnissen mit Pop & Rock, Jazz, Schlagern und, vor allem bei Jugendlichen, auch Hip-Hop oder Techno. Offenbar bildet die soziale Posaunenchorpraxis eine Art Brücke in die

[1] Vgl. hierzu vor allem Fermor, G./Schroeter-Wittke, H. (Hrsg.) (2005): Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik. Leipzig.

[2] Vgl. Koll, J. (Hrsg.) (2013): Gemeinsam. Musik. Machen. Ergebnisse der Posaunenchorbefragung 2012. Uelzen (Download möglich unter: www.michaeliskloster.de/posaunenwerk/service/download.html). Die auf dieser Untersuchung aufbauende Habilitationsschrift „Posaunenchor. Religion als soziomusikalische Praxis“, aus der einige der folgenden Überlegungen entnommen sind, wird 2015 erscheinen.

Gemeinsam Musizieren – egal wo

Welt der Musik – und nicht nur das: Wie die Görlitzer Kulturwissenschaftlerin Ruth-Maria Schäfer am Beispiel Görlitzer Posaunenchöre gezeigt hat, steigt auch das Interesse an anderen Kulturveranstaltungen und oft auch der „Kulturkonsum" insgesamt.

Gemeinsames Musizieren stellt eine kulturvermittelnde Praxis im umfassendsten Sinne dar und fördert nachweislich die kulturelle Wachheit und Aktivität.

b) Emotional und körperlich

Ein weiterer Aspekt kirchenmusikalischer Bildung ist mit dem schönen Wort der Herzensbildung am trefflichsten ausgedrückt: Musik verbindet kognitive mit emotionalen Momenten. Im Singen, Musizieren, aber auch im Hören von Musik kommen Gefühle zum Ausdruck, werden Stimmungen und Atmosphären angeregt, gestaltet, verfeinert. Dass Musik guttut an Leib und Seele, ist auch die Grundlage aller musiktherapeutischen Arbeit. In kirchenmusikalischen Gruppen wird diese besondere Medizin in feinen Dosen verabreicht, quasi en passant, und doch deutlich spürbar.

Musikalische Praxis ermöglicht eine Selbsterfahrung eigener Art – oft im Kontrast zum alltäglichen Leben. Abstand vom Alltag bekommen, sich entspannen – für viele Hobbymusiker(innen) sind das wichtige Gründe, um an der wöchentlichen Chorprobe teilzunehmen.

Kein Wunder – denn der Einsatz von Atem und Stimme kann in intensive Körpererfahrungen münden, die Entspannung mit sich bringen und manchmal sogar Glücksgefühle auslösen. So wirkt sich Musizieren nicht nur positiv auf das seelische Gleichgewicht aus, sondern dient auch viel umfassender der psychosomatischen Bildung.

c) Sozial und kommunal

Damit aber nicht genug: Überall wo Menschen miteinander musikalisch aktiv werden, kommt es auch zu sozialem Lernen – ein Effekt, den sich seit einigen Jahren die Bläser- und Streicherklassen in Gymnasien zunutze machen. Egal ob es sich um eine Motette, eine Bläserintrade oder eine Jazzimprovisation handelt: Zu einem wohltuenden Gesamtklang gelangt man nur, wenn alle aufeinander hören und sich aufeinander einstimmen. Es gilt, den richtigen Ton zu treffen. So lässt sich beim Singen und Musizieren einiges lernen und einüben, was zu einem erquicklichen Miteinander gehört – ja, was es überhaupt bedeutet, Teil einer Gemeinschaft zu sein. Im gemeinsamen musikalischen Tun entsteht ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, das durch den synchronisierenden Effekt eines gemeinsamen Rhythmus und die Klangerzeugung, in denen aus den vielen Stimmen ein neues, im besten Fall akustisch überzeugendes Ganzes wird. Es ist dies ein Potenzial musikalischer Praxis, das auf der Hand liegt: gemeinsame Bildung und die Bildung von Gemeinschaft. Und auch jenseits des musikalischen Zusammenwirkens bieten kirchenmusikalische Angebote gute Gelegenheiten, um neue Leute kennenzulernen, Freundschaften zu schließen, Geselligkeit zu erleben. Ihre Bedeutung für den Aufbau und die Pflege sozialer Netzwerke ist besonders auf dem Land kaum zu überschätzen.

Vor allem gemeinsamen musikalischen Aktivitäten kann es gelingen, die üblichen sozialen Eingrenzungen (bezüglich Altersgruppe, Geschlecht, Bildungsniveau, Milieu) zu verlassen, eine Eigendynamik zu entfalten und dadurch Menschen zu verbinden, die andernfalls kaum miteinander in Kontakt kommen.

Auf dieses Potenzial vertraute auch die Bewegung der Community Music. Unter dieser Bezeichnung firmierten in Großbritannien und Irland seit den 1950er-Jahren Initiativen, denen es gelang, die weitverbreitete Tradition des Laienmusizierens durch staatliche Programme wiederzubeleben und zu fördern. Auch in den USA wurden seit den 1920er-Jahren solche Angebote zum gemeinsamen Musizieren

geschaffen, um den kommunalen Zusammenhalt zu stärken und gerade in soziostrukturell schwächeren Kontexten das Gefühl sozialer und kultureller Partizipation zu schaffen. Das Anliegen der *Gemeinwesenorientierung* ist eines, das auch für die kirchenmusikalische Praxis mehr an Bedeutung gewinnen sollte – und zwar in beide Richtungen: sowohl was die Offenheit für eine breite Klientel angeht als auch betreffs der Ausstrahlung in kommunale Zusammenhänge hinein, z. B. in Form öffentlicher Auftritte jenseits kirchlicher Räume und Anlässe.

Die bisher genannten Perspektiven gelten für alle Chöre, Orchester, Ensembles und Musikvereine, die sich dem Laienmusizieren verschrieben haben, unabhängig von ihrer jeweiligen kulturellen Prägung. Für die kirchenmusikalische Praxis kommt zu den verschiedenen Bildungsaspekten noch die folgende Perspektive hinzu:

d) Religiös und kirchlich

Der religiösen Perspektive, die sich als Unterform der kulturellen Bildung beschreiben lässt, sind ebenfalls verschiedene Aspekte zuzuordnen. Im kirchlichen Kontext geschieht das Singen und Musizieren nicht ausschließlich, aber doch mehrheitlich auf Grundlage von Kompositionen, die der christlichen Symbolik und Tradition verpflichtet sind. Die Mitwirkung in kirchenmusikalischen Gruppen vermittelt daher Kenntnisse im religiösen Wortschatz und in den Symbolbeständen christlicher Tradition. Wer jemals Bachs Matthäuspassion mitgesungen hat, wird sich mit der Karfreitagsgeschichte auskennen. Darüber hinaus wird die kirchliche, insbesondere die ortsgemeindliche Gemeinschaftsbildung gefördert. Das Engagement von musikalisch Aktiven wird in der Gemeinde sehr wohl als christlich-religiöse Praxis und als kirchliche Beteiligung wahrgenommen und bejaht. Etwa stellen die musikalische Mitgestaltung von Gottesdiensten oder das Musizieren für andere (z. B. bei Geburtstagsständchen oder im Krankenhaus) Möglichkeiten dar, die eigene Kirchenmitgliedschaft oder das eigene religiöse Zugehörigkeitsgefühl mit Leben zu füllen.

Außerdem sind alle erwähnten Aspekte – also die Bildung im kulturellen, kognitiven, emotionalen und sozialen Sinne – in einem transzendenten Horizont miteinander zu verbinden, und dies auch ohne Anklänge an eine bildungsbürgerliche Kunstreligion.

> Gemeinsames Musizieren ist insgesamt als Praxis der Selbsttranszendenz zu beschreiben, d. h. als eine mit anderen gemeinsam ausgeübte Tätigkeit, die jeden Einzelnen über sich hinausführt.

Im Idealfall gestaltet sich die verfließende Zeit auf eine ästhetisch eindrückliche und berührende Weise. Dieser Praxis wohnt damit immer auch ein Moment der Öffnung, der Hingabe und der intensiven Zeitwahrnehmung inne. Solche Dimensionen des Musizierens können in einem kirchlichen Kontext besonders gut zur Geltung kommen, denn hier ist die religiöse Deutung von Selbsttranszendenz alltäglich.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es sowohl den Ich-Sinn als auch den Sinn für andere stärkt, miteinander zu singen und zu musizieren. Kirchenmusikalische Praxis eröffnet Möglichkeiten zur kulturellen und sozialen Teilhabe und fördert eine Form kollektiver Religion, die ästhetisch sensibel und sozial kompetent ist.

III. Kirchenmusikalische Bildungsarbeit – für wen?

a) Am besten für die Rushhour des Lebens

Es schließt sich allerdings die Frage an, wer sich für umfassende Musikbildungsangebote interessiert. Zu den größten Überraschungen der eingangs erwähnten Posaunenchorbefragung zählt die Tatsache, dass gerade die viel beschäftigten Menschen in der Lebensmitte am stärksten vertreten sind, denn etwa 40 % aller Mitglieder gehören der Gruppe der 40- bis 60-Jährigen an. In eine ähnliche Richtung weisen die Ergebnisse der Gospelstudie und des Bundesfreiwilligensurvey 2009: Auch hier sind die mittleren Jahrgänge diejenigen, die sich zahlenmäßig am ehesten engagieren. Erstaunlich ist dies auch deswegen, weil jene Altersgruppe sich von anderen kirchlichen Angeboten, wie dem Sonntagsgottesdienst, weit weniger ansprechen lässt. Offenbar gelingt es kirchenmusikalischen Angeboten, das Angenehme mit dem Nützlichen auf eine attraktive Weise zu verbinden. Jedenfalls entsprechen ihre vielfältigen Bildungsaspekte den gemischten Gründen, welche die Posaunenchorbläser(innen) für ihre Mitwirkung geltend machen. Meist verknüpfen sich bei den Teilnehmenden persönliche, soziale und funktionale Moti-

ve: Lust auf neue Kontakte, das Interesse an einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung, bei der man etwas lernen kann, aber auch der Wunsch nach einem Gegenpol zu beruflicher und familiärer Anstrengung gehen hier Hand in Hand.

b) Hindernisse für die weitere Entwicklung

Was das Verhältnis von Kirchenmusik und Erwachsenenbildung angeht, müssen jedoch auch einige schwierige Punkte zur Sprache kommen. Zuallererst ist da die Tatsache, dass von einer sozialen Heterogenität im kirchlichen Musizieren nur sehr eingeschränkt die Rede sein kann. Es sind bevorzugt Menschen mit formal hohem Bildungsstand, die sich von kirchenmusikalischen Angeboten ansprechen lassen. Der Anteil derjenigen, die wenigstens über die Hochschulreife verfügen, liegt in norddeutschen Posaunenchören gegenwärtig bei nahezu 60 %, der Anteil der Mitglieder mit einem akademischen Abschluss immerhin noch bei 29 %. Vokalchöre – und zwar sowohl weltliche als auch kirchliche – zeichnen sich sogar durch eine noch höhere Bildungshomogenität aus: Eine Befragung von über 3000 Chorsänger(inne)n im Jahr 2008 ergab einen Anteil von 80 % Mitgliedern mit Hochschulreife – und etwa die Hälfte von ihnen besitzt auch einen Hochschulabschluss.

Das erste von drei Hindernissen für die zukünftige Entwicklung besteht mithin darin, dass hier deutliche *Exklusionsmechanismen* am Werke sind, die ebenso für andere kirchliche Angebote gelten.

Die kirchenmusikalische Praxis läuft Gefahr, Bildungsschranken nicht abzubauen, sondern eher weiter zu verfestigen. Nimmt man die Verantwortung der Kirchen als Bildungsinstitutionen ernst, so müsste jedoch als zentrale Aufgabe für die kirchenmusikalische Praxis der Zukunft festgehalten werden, Partizipation zu ermöglichen und zu erweitern.

Ein zweites Hindernis hängt damit zusammen. Es ist glücklicherweise noch nicht immer und überall zu merken, aber in der Tendenz hat die evangelische Kirche und haben auch ihre Musikangebote ein *Image- und Nachwuchsproblem*. Im Fall der Kirchenmusik gilt das sogar in besonderem Maße, denn sie befindet sich fortwährend in Konkurrenz zu anderen Musik-Ensembles und ähnlichen Freizeitbeschäftigungen. Die stilistische Enge, die – leider teilweise zu Recht – mit Kirchenmusik assoziiert wird, trägt dazu bei, dass Kantorei und Posaunenchor im Vergleich mit nicht konfessionellen Angeboten oftmals das Nachsehen haben.

Zwar verzeichnen Vokalchöre laut EKD-Statistiken sogar personelle Zuwächse, und kirchenmusikalischen Gruppen geht es insgesamt besser als den meisten anderen kirchlichen Gruppen. Dennoch fällt es vielen extrem schwer, neue Mitglieder zu gewinnen und jüngere Mitwirkende zu begeistern – in Zeiten der Ganztagsschule und jugendlicher Rund-um-die-Uhr-Belastung. Wer aber als Kind oder Jugendliche(r) bereits positiven Kontakt mit Kirchenmusik hatte, lässt sich in der Regel auch als erwachsener Mensch wieder von derlei Angeboten ansprechen.

Am gravierendsten erscheint jedoch das dritte Hindernis: Finanzielle und damit in erster Linie *personelle Engpässe* drohen in den nächsten Jahren die vielerorts noch reichhaltige und blühende kirchenmusikalische Arbeit zum Erliegen zu bringen.

Dass Kirchenmusiker-Stellen in der Vergangenheit deutlich eher dem Sparzwang zum Opfer gefallen sind als Pfarrstellen, ist kein Geheimnis, auch nicht, dass die verbliebenen Stellen oftmals nur noch Teilzeitstellen sind. Dies ist aber ein Zustand, der in der heutigen Zeit der pädagogischen, künstlerischen und organisatorischen Komplexität eines Kantorats kaum gerecht wird und die Attraktivität des Berufsfeldes deutlich mindert.

Der konstatierte Nachwuchsmangel zeitigt hier sogar noch weitreichendere Folgen, denn die Studierendenzahl ist bundesweit stark zurückgegangen und in absehbarer Zeit wird nicht mal die heute jährlich benötigte Zahl an Absolvent(inn)en zur Verfügung stehen.

c) Perspektiven für die Zukunft

Wie lassen sich diese zum Teil strukturellen Hindernisse überwinden? Mit welchen konkreten Maßnahmen ist die musikalische Erwachsenenbildung in evangelischem Sinne zu stärken? – Schon ein flüchtiger Blick auf die Hindernisse zeigt, dass es sich um eng miteinander verzahnte Probleme handelt, die von weitreichenden gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen abhängen. Die größte Baustelle ist sicherlich die erfolgreiche Werbung neuer

Kirchenmusiker(innen). Es kann hier keine einfachen, schnellen Lösungen geben, dennoch möchte ich abschließend vier konkrete, zumindest programmatische Perspektiven ansprechen:

1. **Die Nachwuchsarbeit ist zu intensivieren:** Das kirchenmusikalische Praxisfeld leistet zurzeit eine abwechslungsreiche und anspruchsvolle Bildungsarbeit auf vielen Ebenen. Damit dies in Zukunft zumindest erhalten bleibt, muss man sich auf dem Freizeit- und Weiterbildungsmarkt besser platzieren und auch Menschen begeistern, die der Kirche nicht (mehr) eng verbunden sind. Damit meine ich insbesondere die jungen Erwachsenen; der Erfolg schulischer Musikangebote zeigt jedenfalls, dass eine Verbindung kultureller, sozialer und persönlicher Bildung bei dieser Altersgruppe gut ankommt. Außerdem kann in vielen (Posaunen-)Chören das Spielen eines Instruments umsonst erlernt werden. Aber es sind auch ältere Anfänger(innen) besser in den Blick zu nehmen. In den untersuchten Posaunenchören z. B. hat immerhin ein Viertel aller Mitglieder erst mit über 30 Jahren begonnen, ein Blechblasinstrument zu erlernen. Für die vokalmusikalische Erwachsenenbildung liegt eine Herausforderung in der Integration älterer Stimmen und in der eingeschränkten Mobilität von interessierten Älteren.
2. **Kooperationspartner suchen:** In ihrer Eigenschaft als Bildungsarbeit im Erwachsenenalter gewinnt Kirchenmusik, wenn sie mehr mit anderen Bildungsträgern kooperiert: mit Erwachsenenbildungswerken, Familienbildungsstätten, Musikschulen, kirchlicher Schularbeit, Volkshochschulen, gemeinnützigen Vereinen u. a. In der Zusammenarbeit mit lokalen Schulen liegt einer der Schlüssel für eine milieuübergreifende Nachwuchsarbeit.[3] Und im kommunalen Kultur- und Wirtschaftsleben ist gezielt und unvoreingenommen nach strategischen Partnerschaften zu suchen. Wo dies bereits geschickt geschieht, weitet sich von selbst auch die derzeitige bildungsbürgerliche Engführung von Kirchenmusik. Popkonzerte und Theateraufführungen in Kirchenräumen sind mittlerweile schon gang und gäbe – wie aber steht es umgekehrt mit dem „weltlichen Aktionsradius" der kirchenmusikalischen Gruppen?
3. **Mehr räumliche, zeitliche und stilistische Experimente wagen:** Den gewohnten ortsgemeindlichen Wirkungskreis erweitert man nur, wenn man mehr Experimente mit anderen (kirchen-)

musikalischen Formaten zulässt. Hier geht es zum einen um stärkere übergemeindliche Arbeit – musikalisch ausgerichtete Citykirchen sammeln hier seit Jahren gute Erfahrungen –, zum anderen aber auch um zeitlich punktuellere Angebote. Zu den stilistischen Experimenten, deren die Kirchenmusik z. B. dringendst bedarf, gehört eine stärkere Integration des Jazz.[4]
4. **Konfessionell unbefangener und politisch sensibler agieren:** Die bisher genannten Punkte lassen sich in dem Wunsch nach mehr Öffnung der kirchenmusikalischen Erwachsenenbildung zusammenfassen. Will diese sich weiter entwickeln, so muss sie ihre angestammten Reviere verlassen und weit mehr „Outreach" betreiben, als es offiziell für nötig befunden wird. Klassische Konzertmusik hat nicht nur im kirchlichen Bereich ein wachsendes Vermittlungsproblem, weswegen auch im kirchenmusikalischen Bereich das Interesse zunimmt, neue kirchenmusikalische Konzepte zu entwerfen und auszuprobieren. Im „Zentrum für Gottesdienst und Kirchenmusik" im Michaeliskloster Hildesheim etwa ist soeben ein entsprechendes Modellprojekt gestartet („VISION Kirchenmusik").[5] Noch viel stärker als bisher könnten allerdings auch produktive Verbindungspunkte zwischen Erwachsenenbildung und musikalischer Gemeinwesenarbeit geschaffen werden – von beiden Seiten aus. Wer spricht gegenwärtig schon von kirchenmusikalischen Potenzialen für die kirchliche Weiterbildungs-, Sozial- und Diakoniearbeit? Bekäme der Bildungsauftrag der Kirchen dadurch nicht einen ganz neuen Klang, einen lebendigeren und gerechteren?

Dort, wo dies geschieht, würde ich jedenfalls erfreut konstatieren: „Klingt gut!"

[3] Vgl. etwa die preisgekrönte Arbeit des Kinder- und Jugendchores Quilisma (www.quilisma.net).
[4] Vgl. die bundesweite Initiative von Uwe Steinmetz und Daniel Stickan (www.jazzerstrecht.de).
[5] Vgl. www.visionkirchenmusik.de und www.musikausneuland.de

„Ich höre – also bin ich" – Christliche Hörbildung im Erwachsenenalter

Prof. Dr. Peter Bubmann

Institut für Prakt. Theologie, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen
E-Mail: peter.bubmann@fau.de

I. „Ich höre – also bin ich"

Warum hören wir? Das Ohr ist eines der menschlichen Wahrnehmungsorgane, das einen bestimmten (kleinen) Teil der Weltphänomene aufnimmt, filtert und zur Verarbeitung an das Hirn weiterreicht: nämlich Schallwellen des Frequenzbereichs von 16 bis 20.000 Hz, welche über einen komplexen Prozess der Weiterleitung und Übertragung in elektrische Signale schließlich im Gehirn verarbeitet werden. Durch die Zweizahl der Ohren sind Schallquellen räumlich zu orten, bei Bekanntheit eines Klangs beziehungsweise Geräusches kann auch die Entfernung in der Hörverarbeitung (ungefähr) erschlossen werden. Der Mensch orientiert sich mithilfe des Hörsinns in seiner Umwelt, erfährt akustische Beheimatung im gefahrlos Gewohnten und wird durch Ungewohntes aufgeschreckt und gewarnt. Das Gehörte repräsentiert also die bewohnbare wie die gefährdete Welt.

Das Ohr entwickelt sich pränatal beim Embryo sehr früh und ist bereits nach viereinhalb Monaten als erster der menschlichen Sinne voll ausgeprägt (wobei allerdings nur das Innenohr funktioniert, weil noch die Luft fehlt). Die vorgeburtlichen Klänge, der Herzschlag der Mutter, aber auch etwa Singen oder schädliche Geräusche, prägen das Ungeborene und wirken sich langfristig aus. Jedenfalls ontogenetisch gilt hinsichtlich der Entwicklung der Sinnesorgane: Am Anfang war … das Hören! Andererseits ist bei vielen Sterbenden der Hörsinn der letzte, der versagt. Ein Umstand, der für die Seelsorge am Sterbebett hochrelevant ist.

Lange vor der Schriftsprache entwickelt sich die Lautsprache als Ensemble von Hör-Zeichen. Hören und Sprachfähigkeit sind eng verbunden, weswegen auch Hörstörungen bei Kindern zu Schwierigkeiten in der Sprachentwicklung führen und Taube nur mit großer Mühe Sprache lernen. Allgemein sind Sprechen und Hören komplementäre Grundvollzüge menschlicher Kommunikation. Hören bedeutet „Teilnahme am geistigen Sein des Nächsten, Kommunikation mit dem Anderen und damit Ausgestaltung *menschlichen* Daseins"[1]. Ursprünglich war in den Schriftkulturen alles Lesen mit lautem Vortrag verbunden, Literatur wurde nicht still gelesen, sondern vorgetragen. Für orale Kulturen ist das Hören noch heute die Basis kultureller Verständigung.

Immer ganz Ohr?!

Eine äußere Verschließ- und Schutzmöglichkeit wie die Augenlider besitzen die Ohren nicht. Sie stellen sogar noch im Schlaf und ohne willentliche Kontrolle die ständige Verbindung zur Außenwelt her. Das Hören ist damit der weltverbindende, der in die Welt bergende Wahrnehmungssinn, was auch bedeutet, dass aus der vertrauten Lebenswelt herausreißende Rufe vernehmbar werden, etwa Signale eines nahenden Feindes. Beheimatung wie Herausrufung sind beide archaisch mit dem Hörsinn verbunden.

Der größte „Konkurrent" des Hörens im menschlichen Wahrnehmungsapparat, das Sehen, folgt einer anderen Logik als die hörende Wahrnehmung: Die Augen erfassen flächig das Sehfeld, sie „scannen" prüfend-objektivierend, nehmen Einzelheiten „scharf in den Blick" oder verschaffen sich „Überblick". Zumindest in der subjektiven Verarbeitung im Gehirn erscheint der Sehsinn als „Augenblicks-Sinn", der präsentisch-punktuell ein Bild erfasst und mit den in der Erinnerung gespeicherten Bildern abgleicht. Demgegenüber ist das Gehör der primäre Zeit- und Vergänglichkeitssinn. Hören meint das Abschreiten einer zeitlich geordneten Schallfolge. Zu einer erkennbaren Gestalt wird das Gehörte erst durch die Erinnerung der Laute und ihre Ordnung. Erst das Wiedererkennen und die rekonstruktive Strukturierung der Schallereignisse im Gehirn lässt uns erkennend hören. Hören ist daher – anders als es das trichterförmige Hörorgan suggeriert – keineswegs ein primär passivischer Vorgang. „Hören ist nicht nur Widerfahrnis, es ist ebenso Schöpfung des Hörenden."[2] Immer deutet das hörende Subjekt das von außen eintreffende Schallsignal mit den Möglichkeiten seiner Verarbeitungskapazität und erschafft erst so die Hör-Erfahrung. Insofern ist Hören immer schon subjektiv gedeutete, mit inneren Vorstellungen und Gefühlen verknüpfte Wahrnehmung (und gibt damit konstruktivistischen Wirklichkeitstheorien Recht). So kennt dabei das hörende Subjekt auch ohne äußere Ohr-Klappen Methoden, um sich vor Ungewünschtem zu schützen:

Vieles dringt nicht bis zum Bewusstsein, wird einfach *überhört*, Überkomplexes wird auf einfachere Strukturen zurechtgestutzt und *selektiv gehört*, Un-

[1] Zenner, H.-P. (1998): Töne aus dem Ohr: der kleine Mann, der Motor und die Dezibel, oder: Die Schallverarbeitung des Ohres. In: Vogel, T. (Hrsg.): Über das Hören. Einem Phänomen auf der Spur. Tübingen, S. 113–121, 114.
[2] A. a. O., S. 12.

bekanntes und Fremdes durch eigene Klang-Imaginationen überdeckt und somit *zurechtgehört*. Jede Form menschlicher Kommunikation ist elementar von diesen Hör-Mustern mitbestimmt.

Die hörende Wahrnehmung ist stets durch persönlichkeitsspezifische und gesellschaftlich-kulturell bedingte Selektionsprozesse bestimmt. Insbesondere gilt das auch für das Musik-Hören, an dem sich viele Grundzüge des Hörens ablesen lassen. So ist die Verbindung von Emotionen mit musikalischer Wahrnehmung stark von biografisch entwickelten Hörweisen abhängig, und diese können unterschiedlich ausfallen: eher vegetativ-motorisch (unter Zurückdrängung geistiger Einflüsse), meditativ (geistiges Hören unter Umständen mit weitergehenden Gedankenassoziationen) oder bewusst-aktiv (rationale Erfassung der Musik und gedankliches oder gar musizierendes Nachempfinden).[3] Im Regelfall unterscheiden sich auch Fachleute und Laien stark in ihren Hörweisen: „Analytisches Hören ist bei Fachleuten häufiger."[4]

Hör-Stress und das Hören der Stille

Gegenüber einer sich primär als Schriftkultur verstehenden Neuzeit erleben die Bild- und Hörwelten gegenwärtig durch die Neuen Medien und das Internet eine ungeahnte Renaissance. Es kommt zur Wiederbelebung visueller wie oraler Kulturwelten, die verstärkt auch wieder auf eine Pflege und Entwicklung der Hör-Kultur angewiesen sind. Denn das Hören ist heute durch eine Inflation von Geräuschen und Klängen bestimmt. Einerseits haben sich durch Verkehrsmittel und Arbeitsgeräte die Alltagsgeräusche vervielfacht und überdecken meist die natürliche Klanglandschaft. Zum anderen haben die mediale Dauerbeschallung mit Musik und die ständige Verfügbarkeit von Tonträgern dazu geführt, dass Musik zur permanenten Begleitung im Alltag und bei Festen geworden ist.

Die Dauerbeschallung unserer Ohren führt dazu, dass das konzentrierte *Zu- und Hinhören* – das „Lauschen" und „Horchen" – zum Ausnahmefall geworden ist.

Die hörende Aufmerksamkeit ist zu einem knappen Gut geworden, um das zahlreiche Anbieter von Hör-Angeboten werben. Das Hören der Stille wird dadurch zum meditativen Luxus, den sich nur noch wenige gönnen und dabei doch ahnen: Man müsste die Kunst des Hörens ganz neu erlernen, um darin ein

Meister oder eine Meisterin zu werden.[5] Inflation, Pluralisierung und gleichzeitige medial gesteuerte Präformierung von Seh- und Hörzeichen – das sind die Kennzeichen der heutigen Sinneswelt.

Aufeinander hören

Zuhören ist ein Qualitätsmerkmal sozialer Beziehungen. Und wer anderen zuhört, nimmt nicht nur Inhalte des Gesprochenen wahr. Zuhörende erfahren auch etwas über die emotionale Befindlichkeit der Redenden. Im Stimmklang lagern sich Stimmungen, Untertöne, Absichten und Appelle ab. Wer den Stimmen genau zuhört, erfährt viel über die Befindlichkeit der Gesprächspartner. Friedemann Schulz von Thun unterscheidet etwa vier „Ohren": Das „Sachohr" für den Sachverhalt, das „Selbstkundgabeohr" für das Hören der Befindlichkeit des Gegenübers, das „Beziehungsohr", das die Qualität der Kommunikationsbeziehung heraushört, und das „Appellohr", das wahrnimmt, was der Gesprächspartner mit dem Gesagten erreichen will.[6]

Wer zuhört, interessiert sich für sein Gegenüber, versucht zu verstehen oder ergänzt selbst, was zum Verstehen fehlt. Zuhören ist demnach auch als ein konstruktiv-kreativer Akt des Dienstes am Nächsten zu verstehen. Erst im Zuhören verwandeln sich Menschen zu Partnern eines Dialogs. Es ist ein Akt der Anerkennung und darin „Ausdruck und Pflege einer fragend-achtsamen Hinwendung zum anderen"[7]. Gemeinsames Musizieren und Singen setzt diese soziale Tugend des Zuhörens geradezu voraus. Die Musik öffnet die Ohren für die Nächsten wie für die Fremden.

II. Durchs Ohr zu Gott – Hören als spirituelles Geschehen

Am Nordportal der Marienkapelle in Würzburg ist in einer Skulptur aus dem 15. Jahrhundert zu sehen,

[3] Vgl. Harrer, G. (1993): Beziehung zwischen Musikwahrnehmung und Emotionen. In: Bruhn, H./Oerter, R./Rösing, H. (Hrsg.): Musikpsychologie. Ein Handbuch. Reinbek b. Hamburg, S. 588–599.
[4] Harrer, a. a. O., S. 596.
[5] Vgl. Bubmann, P. (2008): Hören & zuhören. In: Bubmann, P./Sill, B. (Hrsg.): Christliche Lebenskunst. Regensburg, S. 23–30.
[6] Vgl. Stierlin, L./Schulz von Thun, F. (2000): Zur Psychologie des guten Zuhörens. In: Huber, L./Odersky, E. (Hrsg.): Zuhören – Lernen – Verstehen. Braunschweig, S. 26–38.
[7] Kahlert, J. (2000): Der gute Ton in der Schule. Überlegungen zum pädagogischen Stellenwert des Zuhörens in der akustisch gestalteten Schule. In: Huber/Odersky, a. a. O., S. 7–25.

wie Gottvater seinen Geist durch einen Schlauch zum Ohr der Maria leitet. Die Empfängnis des göttlichen Logos erfolgt durchs Ohr! Aufs Hören kommt es daher im Judentum wie im Christentum an. „Die biblische Religion ist keine Imagination des Göttlichen, sondern die Wahrnehmung der Geschichte als Wort, das Hören auf die Rede prophetischer Frauen und Männer und das hinhörende Lernen der Lehre der Priester und der Weisheitslehrer."[8] Das Volk soll auf Gottes Reden hören, ein Hören, was besser ist als Opfern (1 Sam 15). Auch das liturgische Bekenntnis beginnt mit dem Ruf: Höre Israel … (Dtn 5,1). Der Glaube kommt vorrangig aus dem Hören des Wortes der Verkündigung (Röm 10,14.17), in den vier Evangelien zielen allerdings teils auch die sehend wahrgenommenen Wunderzeichen auf das Schauen im Glauben.[9]

Woher rührt diese Konzentration auf das Hören, demgegenüber etwa das Sehen und erst recht das Tasten, Riechen und Schmecken deutlich zurücktreten (im Unterschied zu anderen Religionen)?

Die wichtigste Begründung liegt im spezifischen biblischen Gottesverständnis. Jahwe wird als der sich geschichtlich je neu seinem Volk Offenbarende gedacht, er lässt sich nicht in Bildern fixieren, nicht ansehen, wohl hingegen durch seine Worte vernehmen. Die christliche Theologie erweitert dieses redend-kommunikative Gottesverständnis trinitarisch, indem etwa Augustin von der innertrinitarischen Kommunikation Gottes ausgeht und den Heiligen Geist als Hörenden interpretiert.

Für Martin Luther sind die Ohren die eigentlichen Sinneswerkzeuge eines Christenmenschen. Und die Musik kommt gleich nach der Theologie, nicht zuerst weil sie Texte zu tragen vermag, sondern weil sie eine wirkkräftige Hörkunst ist und also zur rechten Hörhaltung anleitet.[10] Neuere theologische Überlegungen setzen stärker phänomenologisch an und gehen von allgemeinen Hör-Erfahrungen des Heiligen aus: Resonanzen, Stimmungen und Atmosphären gelten als Medien ursprünglicher religiöser Erfahrung, weshalb eine „Praktische Theologie des Gehörs" sich dem Hörsinn insbesondere zuwendet und „Klang, Stimme, Musik als religiöse Phänomene von weitreichender Bedeutung"[11] interpretiert. Das spezifisch Religiöse dieser Phänomene liegt im Vorgang der „Empfänglichkeit"[12]. Doch bleibt hier weithin offen, was eigentlich empfangen werden soll: Keine Lehre soll es sein, sondern „Erfahrungen herausgehobener Art, die aus den Momenten bewussten Lebens kommen"[13].

Man könnte diese von Schleiermacher inspirierte Interpretationslinie als eine Form *priesterlichen Hörens* bezeichnen: Es geht darum, im Hören Kontakt zum Grund des Lebens aufzunehmen, sich vertrauensvoll darauf einzulassen und sich so in die höheren Ordnungen Gottes „einzuhören".

Eine andere theologische Interpretationslinie setzt stärker auf die Tradition des *prophetischen Hörens*, auf dasjenige Hören, das herausreißt aus den bisherigen Lebenskontexten. Vor allem Dietrich Zilleßen denkt an befremdende Zwischentöne, um das Fremde zwischen den Tönen hören zu lassen. So verschaffe sich „der andere Ton, die fremde, nichtidentifizierbare Stimme unmerklich Gehör (…) Und das ist immer ein kleiner Hörsturz, eine kleine Unheimlichkeit im gewohnten Hören, in den Hörkonventionen."[14] Solche transzendierende Hörerfahrung bringe „das Subjekt aus dem Takt und Anderes, das die Bedürfniswelt überschreitet, zu Gehör"[15]. Dabei lässt sich das, was aus dem Takt bringt, nicht einfach mit bestimmten Tönen oder Klangstrukturen identifizieren. „Der andere Ton, der zum Erwachen bringt, *ist* weder der schräge noch der harmonische. Er ist unhörbare, vorübergehende Stimme (1. Kön. 19) in den Tönen. Es könnte in unserem Hören augenblickhaft ein Passieren zu Gehör kommen, das uns vielleicht einen kleinen unheimlichen Moment lang dezentralisiert."[16] Das (religiöse) Hören zielt hier also gerade darauf, sich prophetisch-dekonstruktiv aus den bisherigen Hör- wie Lebensgewohnheiten herausreißen zu lassen.

Man könnte einen dritten Modus religiösen Hörens ergänzen – den *weisheitlichen*: Durch Hören wird gelernt, was sich an Erfahrungen bewährt hat, welche Lebensregeln als klug und gerecht gelten dürfen, und was wirklich taugt, um durchs Leben tragen zu können. Jede Generation hört auf die Vorhergehende, um bewährten Lebenssinn zu bewahren.

Alle drei Weisen des Hörens benennen wichtige Grundaspekte religiöser Lebenskunst, sie sollten daher einander ergänzen, selbst wenn zwischen diesen drei Hör-Modi Spannungen bestehen bleiben. Das musikalisch-religiöse Hören erfolgt in den gleichen drei Modi: Im Musikhören kann sich der „Sinn und Geschmack fürs Unendliche" (Schleiermacher) bilden, können umstürzende Hör-Erfahrungen gemacht werden, die dazu

[8] Zenger, E. (1998): „Gib deinem Knecht ein hörendes Herz!" Von der messianischen Kraft des rechten Hörens. In: Vogel, a. a. O., S. 27–43, 30.
[9] Vgl. Lammers, K. (1966): Hören, Sehen und Glauben im Neuen Testament (Stuttgarter Bibelstudien; 11). Stuttgart, S. 84 ff.
[10] Vgl. Söhngen, O. (1967): Theologie der Musik, Kassel, S. 82 f.
[11] Kunstmann, J. (2003): Stimmung und Klang. Zu einer Praktischen Theologie des Gehörs. In: PTh 92, Göttingen, S. 218–227, 225.
[12] Kunstmann, a. a. O., S. 226.
[13] Kunstmann, a. a. O., S. 227.
[14] Zilleßen, D. (2000): Hörproben. In: Fermor, G./Gutmann, H.-M./Schroeter, H. (Hrsg.): Theophonie. Grenzgänge zwischen Musik und Theologie (Hermeneutica; 9). Rheinbach, S. 15–39, 29.
[15] Zilleßen, a. a. O., S. 35.
[16] Zilleßen, a. a. O., S. 25.

motivieren, die Welt neu zu deuten, und werden bewährte Klänge (etwa des Trostes) vernommen, die dabei helfen, das alltägliche Leben zu bestehen.

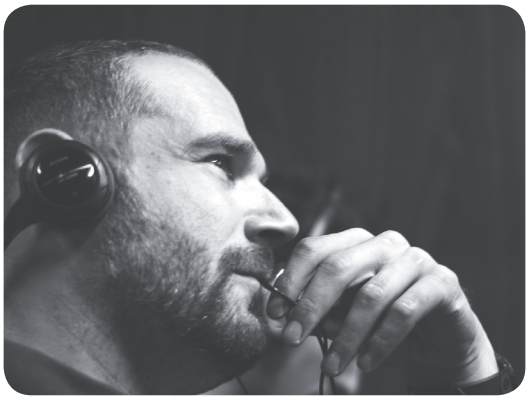
III. Die vergessene Kunst des Hörens als Herausforderung der Erwachsenenbildung

In der schulischen Praxis fehlt es nicht an Ermahnungen zum Zuhören und an Empfehlungen zum Aufstellen von Regeln des gegenseitigen Zuhörens. Auch Überlegungen zur Aufmerksamkeitsschulung sowie Stilleübungen finden sich in den aktuellen und einschlägigen didaktisch-methodischen Kompendien. Eine ausgearbeitete Didaktik des *Erlernens der Lebenskunst des Hörens* hätte allerdings weit mehr zu thematisieren. Weil die symboldidaktisch-religionspädagogischen Konzeptionen von Hubertus Halbfas und Peter Biehl wiederum einseitig beim Augensinn ansetzten (vgl. die Hauptschrift von Halbfas: „Das dritte Auge"), wurde es nötig, eine „Didaktik des klangvollen Ohrs"[17]einzufordern.

Doch macht es wenig Sinn, die beiden Hauptsinne gegeneinander auszuspielen. „Auge und Ohr erzählen verschiedene Geschichten über die Welt."[18] Beide sind notwendig und ergänzen sich. Das religionspädagogische Ziel sollte nicht Konkurrenz, sondern Komplementarität sein.

Erstaunlicherweise aber findet sich zu einer solchen Didaktik des (religiösen) Hörens bislang in der kirchlichen Bildungsarbeit und Theologie wenig Konzeptionelles.[19] Es ist auch sonderbar, dass in der neu aufgeblühten philosophischen Lebenskunst-Literatur die Pflege der Sinne zwar allgemein eingefordert wird, doch das Hören gerade nicht eigens thematisiert wird (so etwa bei Wilhelm Schmid). – Könnte es nicht gerade die Aufgabe christlicher Kultur sein, diesem Aspekt der Lebenskunst wieder mehr Gewicht zu verleihen?

In der Kirchenmusikpädagogik hat die Gehörbildung ihren festen Platz, und die entsprechende (Kinder-)Chorpraxis hält durchaus etliche Übungen zur Gehörbildung vor. Allerdings geht es hier überwiegend um Intervalltraining und sauberes Singen. Eine allgemeine Hör-Erziehung oder gar *Hör-Bildung* ist in den Gemeinden kaum im Blick. Dabei wäre über spezielle musikpraktische Übungen hinaus das Hören und Zuhören doch ein wesentliches Element christlicher Lebenskunst und entsprechend in der Bildungsarbeit weiter zu entfalten. Insbesondere die Evangelische Erwachsenenbildung könnte sich als Ort einer solchen weit gefassten Hör-Bildung im Sinne einer christlichen Lebenskunstbildung erweisen.[20]



Vor allem im Rahmen der Erwachsenbildung könnte deutlich werden, dass es beim Hören in erster Linie nicht um ein spezialisiertes Know-how der Musizierenden geht, sondern um Persönlichkeitsbildung als Entwicklung eines differenzierten Hörvermögens, um *Hör-Bildung* im emphatisch-pädagogischen Sinn des Wortes „Bildung".

Was aber wollen die Menschen eigentlich hören lernen? – Mit Hans Zender ist zu kritisieren, dass die meisten Menschen sich nur ins Bekannte einigeln wollen: Das Hören altvertrauter Lieblingsmusik soll den gesellschaftlichen Status quo stützen, weswegen Hör-Bildung auf die Verstörung durch Avantgarde-Musik setzen soll: „Neue Musik, welche diesen Namen verdient, reißt die Menschen aus aller falschen Sicherung heraus und versetzt sie wieder in die Offenheit des Hörens."[21] Ob es nun immer Avantgarde-Musik sein muss, das sei dahingestellt, doch meines Erachtens kommt es tatsächlich auf die Gewinnung einer neuen „Offenheit des Hörens" und auf eine gesteigerte Aufmerksamkeit im Zuhören an. Das gilt für das Gespräch ebenso wie für das Musikhören und gemeinsame Musizieren.

Den Lernenden ist zu ermöglichen, ihren Hör-Spiel-Raum auszuweiten, konzentrierter hinzuhören, bislang Überhörtes aufzuspüren, Strukturen des Gehörten zu erkennen und zu benennen, den eigenen, durchs Hören ausgelösten Emotionen nachzuspüren, sich über gemeinsam Gehörtes konstruktiv austauschen und Gehörtes ästhetisch würdigen zu können.

Mögliche Spielräume und Spielregeln religiöser Hör-Bildung

Neue Konzepte für eine (religiöse) Hör-Bildung im Erwachsenenalter könnten folgende Anregungen und Leitsätze aufnehmen:

- Die *Pluralität der verschiedenen Hör-Haltungen und -Weisen* alltäglichen wie musikalischen Hö-

[17] Heimbrock, H.-G. (1991): Didaktik des klangvollen Ohres. Über die Bedeutung von Musik für religiöse Lernprozesse. In: EvErz 43, S. 459–471.
[18] Zender, H. (1991): Happy New Ears. Das Abenteuer, Musik zu hören. Freiburg/Basel/Wien, S. 106.
[19] Vgl. indes den anregenden ästhetisch-phänomenologischen wie (musik-)theologischen Beitrag: Röhring, K. (2008): Vernunft und alle Sinne. Eine theologisch-ästhetische Betrachtung der fünf Sinne. München, S. 218–291 („Hören").
[20] Zu Begriff und Anliegen der Lebenskunstbildung vgl. Bubmann, P. (2009): Lebenskunstbildung – ein Prospekt In: Bednorz, L./Kühl-Freudenstein, O./Munzert, M. (Hrsg.): Religion braucht Bildung – Bildung braucht Religion. Würzburg, S. 67–77.
[21] Zender, a. a. O., S. 15.

rens ist grundsätzlich zu akzeptieren und zu berücksichtigen. Es gibt nicht die *eine* Hörhaltung, die normativ als Ziel für alle zu gelten hätte. Der gemeinsame Austausch über Erfahrungen des Hörens dient der gegenseitigen Bereicherung und Anregung.

- Das Bewusstsein für die Unterschiedlichkeit des Hörens ist zu fördern, das Verständnis für fremde Hör-Formen zu wecken. *Hör-Bildung ist immer auch (inter-)kulturelle Bildung* als Sensibilisierung für Verschiedenheit und gegenseitige Fremdheit. So kann etwa in der Begegnung mit fernöstlicher Musik mit ihren gegenüber unserem Tonsystem teils abweichenden Mikro-Intervallen und der vielfältigen Rhythmik gelernt werden, wie unsere abendländische Musik bei aller Hochentwicklung ihrer Kunst doch bestimmte musikalische Parameter eher stiefmütterlich behandelt hat.

- Die Musizierenden und hauptamtlich für Musik Zuständigen wissen darum, dass ihre eigene professionell geschulte Hör-Disposition meist einen Sonderfall darstellt und nicht mit derjenigen der Mehrheit übereinstimmt. Sie wissen um die *Milieugebundenheit präformierter Hörhaltungen*. Sie reflektieren diese Differenzen und verantworten ihre Zielvorstellungen gelingenden Hörens in einer adressatenorientierten Didaktik der Hör-Bildung.

- Religiöse Hörbildung beteiligt sich kulturpolitisch an der strukturellen Veränderung der gesellschaftlichen Klanglandschaften. Sie engagiert sich für eine *Abrüstung der inflationären Musikbeschallung an öffentlichen Orten* und für musik- und lärmfreie Zonen.

- Die religiöse Hör-Bildung entdeckt daher auch die Stille neu als Schwester im Geiste. Die *Übergänge und Grenzgänge zwischen Stille und Musik* sind privilegierte Bildungsorte des Gehörs (weshalb das Nachhören des Klangs von Klangschalen eine gute Basisübung des Hörens darstellt).

- Es existieren *eigene Lern-Orte der Hör-Bildung:* Hör-Workshops, in denen nicht nur über die Struktur von musikalischen Kunstwerken geredet wird, sondern diese durch wiederholtes und zergliedertes Hören erschlossen werden. Die diskursive Konzerteinführung wird ergänzt durch eine „Rein-Hör-Matinee", in der wichtige Motive, Klänge, Rhythmen vorgespielt werden. Elemente solcher Hör-Erschließungen sind in die Chorarbeit und religiöse Bildungsarbeit aller Altersstufen integriert. Die Erwachsenenbildung bietet eigene Veranstaltungen im Kontext von Konzertaufführungen dazu an.

- Andere Workshops zur Hör-Bildung setzen auf die *Elementarisierung und asketische Reduzierung des Hör-Erlebens.* Das kann bedeuten, die Lust am „Ein-Tönigen" wiederzuentdecken, auf einzelne lang ausgehaltene Töne lauschen zu lernen.[22] Auch die Begegnung mit Obertonmusik gehört hierher.

- Wie in der Rundfunk-Hörspielarbeit konzipieren kreative Workshops *experimentelle Hörereignisse*, die die akustische Dauerberieselung unterbrechen und aufhorchen lassen, Hörexperimente zum Lauschen und Horchen. So werden Räume und Zeiten intensivierter Hör-Erfahrung geschaffen. Die kirchliche Erwachsenenbildung beteiligt sich an den bereits existierenden Hörkunstfestivals (z. B. in Erlangen).

- Spirituelle Erwachsenenbildung eröffnet Räume für das Hören auf die Präsenz Gottes im eigenen Innersten. *Klang-Hör-Meditationen* (oder auch mantrenartige Gesänge, wie knappe Verse aus Taizé) führen ins Schweigen und damit ins intensivierte Hören auf das, was die Seele im Innersten bewegt.

Als Verheißung für solche Hörbildung kann der prophetische Spruch dienen: „Hört, dann werdet ihr leben." (Jes 55,3)

Literatur zur Vertiefung

- Joachim-Ernst Berendt (2009 erw. Neuauflage): Ich höre. Also bin ich. Hör-Übungen. Hör-Inspirationen. Battweiler.
- Volker Bernius u. a. (Hrsg.) (2006): Der Aufstand des Ohrs – die neue Lust am Hören. Göttingen.
- Robert Kuhn/Bernd Kreutz (Hrsg.) (1991): Das Buch vom Hören. Freiburg i. Br.
- Hans Zender (2014): Waches Hören. Über Musik. Hrsg. von Jörn Peter Hiekel. München.

[22] Vgl. dazu die methodischen Hinweise bei Berendt, J.-E. (1989): Ich höre – also bin ich: Hör-Übungen, Hör-Gedanken. Freiburg im Breisgau, die trotz des esoterischen Hintergrunds der Wahrnehmung wert sind (zur damit verknüpften esoterischen Hör-Philosophie vgl. Berendt, J.-E. [1986]: Das Dritte Ohr: vom Hören der Welt, Reinbek bei Hamburg; kritisch dazu: Bubmann, P. [1988]: Urklang der Zukunft. New Age und Musik. Stuttgart, S. 75 – 125.).

Musik nur exemplarisch

Petra Herre

Theologin und Sozialwissenschaftlerin
E-Mail: PetraHerre@t-online.de

Das Ergebnis einer Recherche zum Thema „Musikalische Bildung als Bereich der kulturellen und musischen Erwachsenenbildung“ ist bescheiden.[1] Wird schon das Thema „Kulturelle Erwachsenenbildung“ wenig diskutiert[2], so ist das Thema „Musikalische Erwachsenenbildung“ nahezu eine Leerstelle. Zwar werden für den Bereich der musikalischen Erwachsenenbildung allgemein Forschungslücken konstatiert[3], doch ist dieser Befund für die Evangelische Erwachsenenbildung erstaunlich. Denn: „Die evangelische Kirche ist eine Kirche der Musik“[4] – seit der Reformation ist in den protestantischen Kirchen ein reiches musikalisches Leben entstanden. Gottesdienst und Gemeindeleben sind musikalische Mittelpunkte und auch außerhalb des liturgischen und gemeindlichen Rahmens haben kirchenmusikalische Veranstaltungen ihren Ort. Die Kirchenmusik ist heute ein wichtiger Kulturträger und tragender Teil kirchlicher Kulturarbeit geworden, vor allem durch sie bleibt christlicher Glauben heute in der Öffentlichkeit präsent.

Wie lässt sich angesichts dessen die zumindest publizistische Leerstelle in der Evangelischen Erwachsenenbildung erklären? – Zum einen sind institutionelle Trennlinien zwischen organisierter Erwachsenenbildung in kirchlicher Trägerschaft und dem beigeordneten „Lernort Gemeinde“ nach wie vor fachlich schwer zu überbrücken. Zum anderen sind beide Bereiche noch zu sehr von ihrem eigenen Selbstverständnis als separate kirchliche Handlungsfelder eingenommen: Die Kirchenmusik wird so in der Regel dem „geistlichen Handlungsfeld“, die Erwachsenenbildung dem „pädagogischen Handlungsfeld“ zugeordnet; interdisziplinäre Perspektiven und Kooperationen scheinen eher die Ausnahme zu sein.

Diese These bestätigt die einzige EEB-Publikation zum Thema: die 4. Ausgabe des Nachrichtendienstes 1985 (ND 4/85). Das Jahr 1985 war nämlich ein musikalisches Gedenk-Großereignis, das die Europäische Gemeinschaft sogar zu einem „Europäischen Jahr der Musik“ erklärte. Neben Johann Sebastian Bachs 300. Geburtstag feierte man auch die runden Jubiläen von Georg Friedrich Händel (geboren 1685), Heinrich Schütz (geboren 1585), Domenico Scarlatti (geboren 1685) und Alban Berg (geboren 1885).

Was ist der Skopus dieses Bach-Heftes? J. S. Bach kommt hier exemplarisch für „Musiker-Gedenktage“ zur Sprache und das Thema „Musik“ dient insgesamt mehr als ein Hinweis auf kulturelle Bildung oder als ein Beispiel für den didaktischen und theologischen Stellenwert des Wortes. Aus den recht disparaten Beiträgen folgt aber nichts gezielt, es gibt kaum Berührungen zwischen Kirchenmusik und Erwachsenenbildung. Interessant ist, dass offensichtlich kein erwachsenenpädagogisches Vokabular zur Verfügung steht, um eine Brücke zwischen den beiden Bereichen zu schlagen. Für die Kirchenmusik wiederum ist vor allem die Frage der „Konkurrenz oder gemeinsamen Verantwortung im Gottesdienst“, also die Rolle der Kirchenmusiker im Gottesdienst, relevant[5], was in der Ausgabe dann auch sachlich und satirisch ausgebreitet wird.

Aus heutiger Sicht ist die musikalische Erwachsenenbildung immer noch ein Bereich, der mehr Aufmerksamkeit in der EEB verdient.

[1] Sichtungszeitraum ist hier 1975 bis 2010. Erst in den letzten drei Jahren rückt dieses Feld stärker in den Fokus, etwa in forum erwachsenenbildung (Ausgabe 4/11) oder zuletzt bei: Sperling, T. (2014): Aus der Praxis musikalischer Erwachsenenbildung. In: Bade, C. u. a.: Lebenslanges Lernen. Hamburg, S. 87–104.
[2] Herre, P.: Historischer Rückblick. Diskurse zur Kulturellen Bildung in der DEAE. URL: www.deae.de/Profilbildende-Themen/Herre_HistorischerRueckblick.pdf
[3] Zuletzt: Fleige, M. (2011): Kulturelle Bildung in der EEB – Stand und Perspektiven. In: forum erwachsenenbildung, 4/11, S. 35–39, 35.
[4] Kirchenamt der EKD (Hrsg.) (2008): „Kirche klingt“. In: EKD-Texte 99. Hannover, S. 7.
[5] Tiemann, M. (1985): Kirchenmusik im Gottesdienst – Chancen und Probleme. In: ND 4/85, S. 55–58; und ders.: Der Kirchenmusiker. a. a. O., S. 58–60.

Bildungspolitik

Kooperation und Vernetzung der rheinland-pfälzischen Weiterbildungsträger – Ausgangspunkt gemeinsamer Weiterbildungspolitik

Karola Büchel

Geschäftsführerin der Evangelischen Landesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung in Rheinland-Pfalz e.V.
Kaiserstr. 19
55116 Mainz
E-Mail: karolabuechel@elag.de

Die Kooperation aller sieben Weiterbildungsträger ist – glaubt man den Vertreterinnen und Vertretern der Weiterbildung aus anderen Bundesländern – offensichtlich eine Rarität aus Rheinland-Pfalz. Welche Ausgangsvoraussetzungen diese Kooperation hat, welche Möglichkeiten sie bietet und wie die Evangelische Erwachsenenbildung sie nutzt, soll im Folgenden dargestellt werden.

Die Trägerstruktur in Rheinland-Pfalz

Die Evangelische Landesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (ELAG) ist einer der sieben staatlich anerkannten Weiterbildungsträger in Rheinland-Pfalz. Anders als die meisten evangelischen Landesverbände ist sie ein eingetragener Verein, den die drei auf rheinland-pfälzischem Gebiet tätigen Landeskirchen, die Evangelische Kirche der Pfalz, die Evangelische Kirche im Rheinland und die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, gegründet haben, um die Interessen Evangelischer Erwachsenenbildung auf Landesebene zu bündeln und zu vertreten. Aufgaben der ELAG sind vor allem das Verbandsmanagement und die weiterbildungspolitische Vertretung. Sie führt keine eigenen Veranstaltungen und nur in einem geringen Umfang Fortbildungen durch, verantwortet aber regelmäßig Modell-Projekte mit oder ohne Beteiligung von Mitgliedseinrichtungen auf Landesebene.

Nach dem Verband der Volkshochschulen bilden die Katholische Erwachsenenbildung, die ELAG und die Ländliche Erwachsenenbildung die größeren Landesorganisationen mit einem breiten Angebotsspektrum und den höchsten Teilnahmezahlen. Einen Träger mit einer vergleichsweise hohen Zahl an Unterrichtsstunden stellt der Landessportbund dar, der fast ausschließlich in den Bereichen Sport und Gesundheitsbildung tätig ist. Die Landesarbeitsgemeinschaft anderes lernen ist ein kleinerer Exot in der bundesweiten Trägerlandschaft, ein Zusammenschluss von Einrichtungen aus dem Spektrum der in den 1970er-Jahren entstandenen sozialen Bewegungen, die Bildungsangebote z. B. aus soziokulturellen Zentren, Frauennotrufen und multikulturellen Zentren heraus entwickeln. Arbeit und Leben, in anderen Bundesländern eher ein Anbieter der politischen Bildung, hat sich in RLP in eine gGmbH umgewandelt und legt seinen Schwerpunkt auf die Durchführung arbeitsmarktpolitischer Projekte in Klein- und Mittelbetrieben.

Entwicklung der Kooperation, Beteiligungsstruktur und Ziele

Für die ELAG wie für die anderen Träger hat sich eine enge Kooperation und Vernetzung sowohl bei der Durchführung gemeinsamer Projekte wie auch hinsichtlich einer intensiven Abstimmung in der Weiterbildungspolitik als äußerst erfolgreich erwiesen. Jeder der Verbände bietet mit seinem eigenen Profil, seinen inhaltlichen Schwerpunkten, seinen Kontakten zu Fördergebern und Politik, seiner Präsenz im Flächenland RLP und schließlich seinen Mitgliedern unschätzbare Ressourcen für die Zusammenarbeit. Diese Zusammenarbeit anstelle von Abgrenzungen und Konkurrenzen hat sich seit der Novellierung des Weiterbildungsgesetzes 1995 kontinuierlich entwickelt. Die 1991 neu gewählte SPD-geführte Landesregierung schuf eine eigene Weiterbildungsabteilung, setzte einen ambitionierten Abteilungsleiter ein und beteiligte die Verbände aktiv an der Gestaltung der Weiterbildungspolitik. Das gute Verhältnis zwischen dem derzeitigen Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur, der Fachabteilung und den Trägern hat sich bis heute erhalten, auch wenn sich zwischenzeitlich immer wieder einmal Ernüchterung und Stagnation breitmachen. Mit dem Landesbeirat für Weiterbildung (LBWB), der im November 2014 seine 100. Sitzung begeht, existiert ein kontinuierliches gemeinsames Gremium zur Beratung des Ministeriums, in dem über die Weiterbildungsträger hinaus Vertreter der Hochschulen, von Städte- und Gemeindebund, IHK, weiteren Ministerien, Landtagsabgeordneten etc. Mitglieder sind. In diesem Gremium übernimmt im regelmäßigen Wechsel einer der Landesverbände den Vorsitz. Die entscheidenden Gremien für die unmittelbare Zusammenarbeit sowohl zwischen den Trägern als auch mit der Fachabteilung sind die Statistikkommission, der Sachausschuss Pädagogik-Organisation und ferner der Sachausschuss Frauen. Auch hier erfolgt der Vorsitz im Wechsel; hier werden alle wichtigen Themen eingebracht und Entscheidungen verhandelt und getroffen.

Innerhalb dieser verbindlich geregelten Struktur bringt die ELAG in erster Linie ihre Verbandsinteressen und weiterbildungspolitischen Ziele ein. Die Gesprächskultur ist konstruktiv und konsensorientiert. Das ist nicht selbstverständlich; vielmehr wird diese Kultur als kostbares Gut von der Mehrheit der Beteiligten gepflegt und verteidigt. Das bedeutet nicht, dass Konflikte vermieden werden, die trotz gemeinsamer Interessen natürlich auch weiterhin bestehen. Vermieden werden stattdessen Lagerbildungen und Ausgrenzungen. Diese Art der konstruktiven Zusammenarbeit fordert den einzelnen handelnden Personen eine hohe Konfliktfähigkeit ab, nämlich unterschiedliche Sichtweisen nachzuvollziehen, gegebenenfalls nebeneinander stehen zu lassen und Kompromisse auszuhandeln. Dass diese Prozesse nicht immer reibungslos ablaufen, versteht sich von selbst. Bemerkenswert bleibt, dass die Eigeninteressen der Träger nicht dominieren. Davon profitieren vom schwächsten bis zum stärksten alle Landesverbände.

Zu den wesentlichen verbandspolitischen Zielen der ELAG gehört es, das evangelische Bildungsverständnis von einem ganzheitlichen, teilhabeorientierten Menschenbild und einem den christlichen Werten verpflichteten Gesellschaftsverständnis in die Weiterbildungspolitik einzubringen und Evangelische Erwachsenenbildung in Rheinland-Pfalz sichtbar zu machen. Ersteres ist in Anbetracht des weiterhin bestehenden Trends zur Ausrichtung von Weiterbildung an ökonomischer Verwertbarkeit eine unermüdliche Aufgabe. Bei Letzterem muss man der Tatsache ins Auge sehen – auch wenn es 40 Jahre nach der Gründung der ELAG immer wieder erstaunt –, wie wenig bekannt das breite Angebotsspektrum Evangelischer Erwachsenenbildung selbst Landtagsabgeordneten oft ist. Ein weiteres wichtiges Ziel, das die ELAG mit allen anerkannten rheinland-pfälzischen Weiterbildungsträgern teilt, ist der Erhalt und Ausbau der öffentlichen Förderung der allgemeinen, politischen, kulturellen und religiösen Weiterbildung.

Konkrete Vernetzungsformen und Aktivitäten

Das gemeinsame Interesse an Kooperation hat hierin eine zentrale Triebfeder. Konkrete Formen der Zusammenarbeit bestehen seit vielen Jahren in gemeinsamen, gut vorbereiteten Gesprächsrunden mit Landtagsabgeordneten vor den Haushaltsverhandlungen und vor/nach Landtagswahlen sowie in gemeinsamen regelmäßigen Gesprächen mit der Bildungsministerin. Der Gesamthaushalt für Weiterbildung beträgt 2014 rund 7,8 Mio. Euro und bewegt sich damit im Vergleich zu anderen Bundesländern im Mittelfeld. Die kontinuierlichen Gespräche haben bereits kleinere Erfolge gezeigt, so eine jährliche Anhebung der Personalkostenzuschüsse für hauptamtliche pädagogische Fachkräfte, die aber lange noch nicht ausreichen, um die steigenden Personalkosten auch nur annähernd auszugleichen. Immerhin blieb die Weiterbildung bisher von Haushaltskürzungen verschont. Ein Durchbruch wurde im Bereich „Grundbildung“ erzielt. Hier wurden auf Initiative des Landtags zusätzliche Mittel für Alphabetisierungs- und Grundbildungsmaßnahmen in den Haushalt eingestellt.

Die Preisträger (ELAG, LAG anders lernen, VVHS) mit Staatsministerin Doris Ahnen und Laudator.

Die Entwicklung und Durchführung gemeinsamer Modellprojekte stellt einen weiteren Schwerpunkt der Trägerkooperation dar, vor allem im Bereich der

pektive! Für das Projekt AlphaNetz hat die ELAG am 30.09.2014 gemeinsam mit ihren beiden Verbundpartnern den Weiterbildungspreis des Landes Rheinland-Pfalz und des Landesbeirats für Weiterbildung erhalten.

Über den Europäischen Sozialfonds (ESF) finanziert wird nun seit zwei Jahren das an AlphaNetz orientierte Verbundprojekt GrubiNetz mit insgesamt fünf Partnern. Die Projektbeantragung und -abrechnung übernimmt der Träger Arbeit und Leben, der dem Verbund damit sowohl seine Expertise im Bereich der administrativen Abwicklung von ESF-Projekten als auch seine Kontakte zum Arbeits- und Sozialministerium zur Verfügung stellt. Die ELAG und die LAG anderes lernen bringen wiederum ihre inhaltlich-fachliche Expertise aus den Vorgängerprojekten ein, während der VVHS das Projektmanagement übernommen hat. Insbesondere in diesen Verbundaktivitäten wird Rheinland-Pfalz auf Länderebene offensichtlich als außergewöhnlich wahrgenommen.

Grundbildung, aber nicht nur dort. Um nur einige Beispiele zu nennen: 2006 erhielten der Verband der Volkshochschulen sowie die Katholische und Evangelische Erwachsenenbildung mit dem Trägerverbund FIF (Förderung von Integration durch Fortbildung) den Weiterbildungspreis des Landes Rheinland-Pfalz. FIF bietet heute die einzige bundesweite vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) anerkannte webbasierte und zertifizierte Fortbildung für Integrationskursleitende an. Die ELAG führte 2009 ein Kooperationsprojekt mit der Universität Mainz zum Transfer zwischen Hochschulstudium und Erwachsenenbildung durch, an dem sich Mitarbeitende aller sechs anderen Weiterbildungsträger beteiligten. Die intensivste Kooperation besteht aber seit 2008 im Bereich „Grundbildung“. Einem träger- und länderübergreifenden Forschungsprojekt zur Qualifizierung und Angebotsentwicklung in der Alphabetisierung und Grundbildung unter der Leitung der Universitäten Mainz und Kaiserslautern schloss sich 2011 bis 2013 das Verbundprojekt AlphaNetz der ELAG (Federführung), der LAG anderes lernen und des VVHS zur Entwicklung regionaler Alphabetisierungsnetzwerke an. An der Abschlusstagung „Vernetzt in die Zukunft!“ in Mainz nahmen über 80 Fachkräfte und Netzwerkpartner aus unterschiedlichsten Institutionen teil. Diese Tagung wurde zugleich als Auftakt einer gemeinsamen Positionierung aller sieben rheinland-pfälzischen Weiterbildungsträger zur „Grundbildung 2020“ genutzt: Alphabetisierungs- und Grundbildungsarbeit in Rheinland-Pfalz braucht eine langfristige Pers-

Ein dritter Schwerpunkt der Trägerkooperation in Rheinland-Pfalz liegt auf der gemeinsamen Öffentlichkeitsarbeit. 2008 wurde eine gemeinsame Imagebroschüre aller sieben Weiterbildungsträger herausgegeben, die nicht zuletzt aufgrund ihrer Reduzierung der Materialflut bei Abgeordneten, Ministerien und anderen Ansprechpartnern beliebt ist. Sie stellt die Verbindung der Organisationen heraus und macht gleichzeitig die Unterschiede deutlich. Gemeinsame Presseveröffentlichungen im Bereich „Grundbildung“ wie zum Weltalphabetisierungs-Tag, aber auch zu allgemeinen weiterbildungspolitischen Themen wie der Veröffentlichung der PIACC-Studie u. a. m., erscheinen mittlerweile alle sechs Wochen bis drei Monate. Der bisherige „glanzvolle“ Höhepunkt der gemeinsamen öffentlichen Präsentation war ein erster „Parlamentarischer Abend der Weiterbildung“ mit mehr als 150 geladenen Gästen aus Poli-

tik, Verbänden, Ministerien und Presse, darunter die Bildungsministerin und weitere Minister und Staatssekretäre, im Februar 2014 in der Landeshauptstadt. Kreativ – wie die Weiterbildungsarbeit an sich – stellten die sieben Gastgeberinnen und Gastgeber sich mit einem Kurzfilm vor, der die vielen Anknüpfungspunkte der Menschen zum Thema „Weiterbildung" auf unterhaltsame Art und Weise verdeutlichte. Mit Prof. Dr. Stefan Sell wurde ein renommierter Wissenschaftler gewonnen, der den Gästen die bildungspolitische, soziale und ökonomische Bedeutung der allgemeinen Weiterbildung erläuterte.

Positive Effekte und Herausforderungen

Einige der positiven Effekte sind bereits genannt worden. Zu den wichtigsten zählen sicherlich die Einigkeit bei der Vertretung weiterbildungspolitischer Zielsetzungen und die vielfältigen Synergieeffekte. Die Kooperation auf Landesebene kann und sollte auch die Kooperation auf der Einrichtungsebene in den Regionen und Städten stärken. Als Herausforderungen stellen sich in der engeren Projekt-Zusammenarbeit die unterschiedlichen Trägerkulturen heraus. Die ELAG ist ein Verein und hat zu den Mitgliedseinrichtungen ein partnerschaftliches Verhältnis. Die Evangelische Erwachsenenbildung ist insgesamt stark an den Kirchengemeinden und damit basisorientiert. Die meisten anderen Weiterbildungsträger sind eher hierarchisch organisiert. In gemeinsamen Projekten haben die Mitarbeitenden der verschiedenen Träger unterschiedlich große Handlungs- und Entscheidungsspielräume – ein mögliches Konfliktfeld in der unmittelbaren Zusammenarbeit und bei der Entwicklung einer gemeinsamen Projektstruktur.

Weitere Perspektiven und Strategien

Das nächste gemeinsame Projekt der rheinland-pfälzischen Weiterbildungsträger wird 2014/ 2015 eine Studie zu den künftigen Anforderungen an die allgemeine Weiterbildung sein. In den Blick genommen werden die schon sichtbaren Änderungen der Zielgruppen und Lernformate. Interessant dürfte dabei auch werden, welche Wege die unterschiedlichen Organisationen einschlagen wollen, damit umzugehen, und welche gemeinsamen Strategien wir entwickeln werden.

Eine Herausforderung für alle Träger stellt der zunehmende Einfluss von Bund und Ländern auf die Festlegung von Themenschwerpunkten dar. War es in den vergangenen fünf Jahren die „Nationale Strategie für Alphabetisierung und Grundbildung", die voraussichtlich ab 2015 durch eine Dekade für Alphabetisierung und Grundbildung fortgesetzt wird, werden parallel Schwerpunkte auf den demografischen Wandel und die Förderung des Ehrenamtes gelegt. Die Mitgliedseinrichtungen der ELAG haben aber auch ganz andere Themen und Zielgruppen im Fokus, die durch Profil und Selbstverständnis der EEB bestimmt sind. Auch hier sind Entwicklung und Förderung notwendig. Neben der Kooperation mit den anderen Weiterbildungsträgern in RLP wird die ELAG in ihren spezifischen Bereichen auch eigene Wege gehen und hier innerkirchliche Kooperationspartner suchen.

Staatsministerin Doris Ahnen mit den Preisträgern, Netzwerkkoordinator/innen und Einrichtungsvertreter/innen.

Beratung

Plädoyer für Bildungsberatung im Prozess des lebenslangen Lernens

Dr. Tetyana Kloubert

Lehrstuhl für Pädagogik mit Schwerpunkt Erwachsenen- und Weiterbildung, Universität Augsburg
E-Mail: tetyana.kloubert@phil.uni-augsburg.de

Lebenslange Lernpraxis ist heute in vielerlei Hinsicht eine Existenznotwendigkeit. Warum aber benötigt diese Praxis auch immer mehr Beratung? Und was macht andragogische Bildungsberatung im Kern aus?

Das Konzept des lebenslangen Lernens geht von Prozessen der Individualisierung und Selbstorganisation aus. Die Individualisierung als Dimension des lebenslangen Lernens impliziert auch das individuelle „Modellieren" der eigenen Biografie und der Gestaltung der individuellen biografischen Verlaufsmuster, was unter Bezeichnungen wie „Destandardisierung des Lebenslaufs", „Erosion der Normalbiografie" oder „Biografisierung der Lebensführung" in der Forschungsliteratur diskutiert wird. Im „Memorandum über lebenslanges Lernen" der Europäischen Union aus dem Jahr 2000 sind die Individuen als „Hauptakteure von Wissensgesellschaften" definiert und aufgefordert, „ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen". Diese Forderung kann auf zweifache Weise ausgelegt werden: Einerseits steht das lernende Subjekt mit seinen Lernbedürfnissen und Lebensbedingungen im Zentrum und soll in seiner Autonomie und Selbstorganisation, seiner Emanzipation unterstützt werden. Andererseits wird dem Einzelnen die Verantwortung für sein berufliches und persönliches Weiterkommen „aufgebürdet". Unwägbarkeiten und Risiken von Lebensentwürfen sowie tatsächliche Ungewissheiten und Krisen sind individuell auszuhalten und zu bewältigen.

In Bezug auf lebenslanges Lernen ist vor allem der Begriff „Entgrenzung" prägnant geworden. Vier Aspekte sind in dieser Diskussion ausschlaggebend für Beratung:

- *Horizontale zeitliche Entgrenzung:* Das Erwachsenenalter ist längst auch als Lernalter etabliert und hat dadurch die traditionelle Abgrenzung zum Jugendalter verloren. Auch die „typischen Bildungsbiografien" sind immer seltener.

- *Vertikale zeitliche Entgrenzung:* Ehemals voneinander abgegrenzte Tageszeiten wie Arbeitszeit, Bildungszeit, Vereinszeit, Freizeit sind heute vermischt und nach dem Prinzip „Lernen immer und überall" oder „Lernen en passant" entspezifiziert.

- *Räumliche Entgrenzung:* Gelernt wird nicht nur in Bildungsinstitutionen, sondern im Café, im Zug, beim Festival, im Internet. Eine Initiative, die mit dieser Entwicklung einhergeht, bezieht sich auf Anerkennung und Zertifizierung der außerhalb der etablierten Bildungseinrichtungen erworbenen Kompetenzen. Besonders betont werden neue Formen medialen E-Learnings.

- *Entgrenzung hinsichtlich der „Akteure" des Lernprozesses:* Es sind nicht nur Individuen, die sich bilden; im Blick ist überdies, dass auch Organisationen und sogar Regionen lernen, was in den Idiomen „lernende Organisation" und „lernende Region" zum Ausdruck kommt.

Das lebenslange Lernen scheint hiermit an Omnipräsenz zu gewinnen. In zahlreichen Fällen steht das Konzept lebenslangen Lernens aber nur für eine banale Betrachtungsweise: Wissen soll ständig erhalten und erweitert werden, um der schnellen technischen Entwicklung im Arbeitsleben Rechnung zu tragen. In dem Fall wird Weiterbildung auf den Erhalt der Beschäftigungsfähigkeit, sogenannter „employability", ausgerichtet. Die Rede von lebenslangem Lernen ist demnach ambivalent: Einerseits birgt sie als Konzept viele Chancen für die Stärkung emanzipatorischer Lernkonzepte, andererseits verbindet sich mit ihr auch die Gefahr einer ökonomischen Banalisierung und Instrumentalisierung von Bildungsinteressen.

Die steigende Bedeutung und Notwendigkeit von Bildung wirft aber nun die Frage auf, wie erwachsenenpädagogisch mit Lernabstinenz und damit verbundenen Risiken und Benachteiligungen umzugehen ist. Hier wird derzeit kontrovers diskutiert. Die Autonomie und Mündigkeit von Erwachsenen – konsequent zu Ende gedacht – bedeutet eben auch, dass die Entscheidung, nicht zu lernen, zu respektieren ist.[1] Indessen, wie lässt sich eine „passive" Haltung gegenüber den Nicht-Teilnehmern gesellschaftlich und ethisch rechtfertigen? Wie vereinbar ist sie mit der Aufgabe, für soziale Gerechtigkeit zu kämpfen? Die Frage bleibt bislang unbeantwortet, wie bei inklusiver Perspektive mit Lernwiderständen, Lernverweigerungen und Abwehrhaltungen andragogisch umzugehen ist.

[1] Siehe etwa Wolf, G. (2013): Thesen zum erwachsenengerechten Lernen. Im Zeichen der Autonomie. In: DIE Magazin, 4/2013, S. 25–28.

Hier kann die Praxis und Theorie der Beratung als einer Grundform erwachsenenpädagogischen Handelns fruchtbare Impulse geben. Allgemein ist Bildungsberatung zu verstehen als eine Form der individuellen Orientierung in Bildungsbelangen während der gesamten Lebensspanne und zwar unter Berücksichtigung subjektiver, gesellschaftlicher und bildungspolitischer Aspekte. Der je individuelle Lebensweg, rasanter technischer Fortschritt, aber auch die politische Agenda des lebenslangen Lernens ziehen ökonomische und gesellschaftliche Veränderungen nach sich, welche das Bedürfnis nach solchen Orientierungsangeboten steigen lassen. Bei der Beratung im Prozess des lebenslangen Lernens gewinnt die Frage des Umgangs mit Wissen eine besondere Bedeutung. Marotzki/Jörissen haben vier Modi der Wissensbewältigung definiert, welche auch für Beratungsangebote gelten können: 1. Orientierung als Umgang mit Kontingenz, 2. Flexibilisierung als Fähigkeit zur Umorientierung angesichts immer weiter und schneller modifizierter Gesellschaftsverhältnisse; 3. Tentativität als Fähigkeit zur Exploration, zum aktiven Erschließen neuer Erfahrungsräume, 4. Einlassen auf Anderes und Fremdes, was die Fähigkeit impliziert, mit Unbekanntem umgehen zu können.[2]

Bildungsberatung ist demnach prinzipiell auf das Individuum ausgerichtet, sie beachtet seine Freiheit und Autonomie. Aus diesem Grund ist sie dialogisch und unter Umständen einer „advokatorischen Ethik“[3] verpflichtet. Sie sieht dann von vorgeschriebenen gesellschaftlich-politischen Mustern ab, ist keineswegs allein ökonomischem Nutzen verpflichtet, sondern zeigt dem Einzelnen Möglichkeiten auf, sein Leben derart zu gestalten, dass sein Bildungs- und Lebensweg zu individueller Zufriedenheit und gesellschaftlicher Anerkennung führt. So gesehen hat erwachsenenpädagogische Beratung einen wichtigen Auftrag: Sie muss der gesellschaftlichen Beschleunigung entgegensteuern und hat Bildungsräume zu bieten, die die Einzelnen wirksam vor banalen ökonomischen Zugriffen schützen.[4]

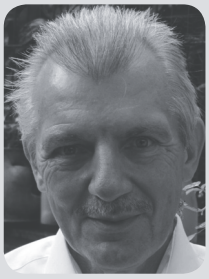
Bildungsberatung stellt mittlerweile also einen unentbehrlichen Teil von Erwachsenenbildung dar, denn lebenslanges Lernen ohne eine am Individuum orientierte Bildungsberatung droht einer technisch-instrumentalistischen Logik zu verfallen. Bildungsberatung kann demgegenüber klassische andragogische Fragen aufgreifen und neu bearbeiten: z. B. das Lernen in Krisensituationen, das Anschlusslernen und Umlernen, die Probleme sozialer Ungleichheit, das transformative Lernen oder eben das Verhältnis zwischen allgemeiner und beruflicher Bildung.

[2] Jörissen, B./Marotzki, W. (2009): Medienbildung – eine Einführung. Theorie – Methoden – Analysen. Stuttgart, S. 56 ff.
[3] Brumlik, M. (1992): Advokatorische Ethik. Zur Legitimation pädagogischer Eingriffe. Bielefeld.
[4] Im Sinne des „zweiten psychosozialen Moratoriums“, vgl. Schäffter, O. (1995): Strukturwandel als Lernanlaß. Die Bedeutung der Mitarbeiterfortbildung für Organisationsentwicklung in der Erwachsenenbildung. In: Hessische Blätter für Volksbildung, 4/1995.

Standpunkt

Werbung oder Bildung? – Für eine kritischere Auseinandersetzung mit Fragen der Organspende

Gerrit Heetderks



Evangelisches Erwachsenenbildungswerk Nordrhein, Düsseldorf

Natürlich habe ich einen Organspendeausweis, den ich immer zusammen mit meinem Personalausweis in meinem Portemonnaie bei mir führe. Ich hielt eine Organspende – bis jetzt – für meine Christen- und Bürgerpflicht, zumal eine Person aus der eigenen Verwandtschaft von einer Nierentransplantation profitiert hat. Ich weiß, wie dieser Verwandte vor der Transplantation leben musste, welche Einschränkungen er und seine Familie hinnehmen mussten und wie negativ seine Leiden die Beziehung zu seiner Frau beeinflussten. Ich kenne auch sein Leben nach der Transplantation, bei allen Einschränkungen, die eine implantierte Niere nach sich zieht: Die ständige Müdigkeit hält ihn nicht mehr so gefangen, er kann ohne riesigen Aufwand für die Spüllösungen zwecks Bauchdialyse verreisen und auch wieder besser schlafen. Noch immer fehlt mir ein Verständnis dafür, dass die Bereitschaft zur Organspende abnahm, als erstmals in Essen über Unregelmäßigkeiten bei der Vergabe von Organen in der Öffentlichkeit berichtet wurde: Man kann doch nicht die Menschen, die dringend ein lebensnotwendiges Organ brauchen, für Skandale mit illegalen Vergabepraktiken bestrafen. Ich brachte meinen klaren Standpunkt auch dadurch zum Ausdruck, dass ich meinem Sohn und meiner Frau Vordrucke für einen Organspendeausweis mitbrachte.

Das letztes Jahr von Evangelische Frauen in Deutschland e. V. herausgegebene Positionspapier „Organtransplantation“[1] hat mich in meinem klaren Standpunkt sehr verunsichert. Ich fragte mich jetzt, warum ich mit dem Thema bisher so unkritisch umgegangen bin, warum ich davon bisher nur wenig von der EKD, der Diakonie oder aus der Krankenhausseelsorge gehört hatte. Auf der Website der Diakonie finde ich nur einen Hinweis: „Leben mit einem fremden Organ: ‚Bin ich noch ich?‘ Empfänger von gespendeten Organen fragen nach ihrer Identität. In evangelischen Krankenhäusern werden sie psychologisch und seelsorgerlich betreut.“ Zu den mit der Organtransplantation verbundenen ethischen Fragen bekomme ich auf dieser Website keine Hinweise. Es reicht aber nicht aus, wenn z. B. der Ratsvorsitzende Schneider dazu aufruft, sich mit dem Thema „Organspende“ zu beschäftigen und der Öffentlichkeit mitteilt, dass er selber einen Organspendeausweis besitzt. Ebenso bat die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland zwar die Gemeinden, sich intensiv mit Fragen der Organtransplantation auseinanderzusetzen, sie hat aber keine Institution beauftragt, dieses Thema für die Gemeindearbeit aufzuarbeiten.

Durch die Beschäftigung mit dem Positionspapier der Evangelischen Frauen wurde mir als einem Vertreter der Evangelischen Erwachsenenbildung bewusst, dass dieses Thema von den Einrichtungen der Erwachsenenbildung breitflächig aufzugreifen ist. Die seit Jahren laufenden Werbekampagnen für Organspenden verführen eher zu Unaufmerksamkeit, als dass sie darüber aufklären, vor welcher Entscheidung die Einzelnen stehen. Womöglich ist eine allgemeine Beschäftigung mit Sterbekultur, Vorsorgevollmachten und Betreuungsverfügungen attraktiver, weil hier wenigstens noch die Illusion bleibt, dem Tod nicht ohnmächtig ausgesetzt zu sein, noch über ihn hinaus verfügen zu können. Weit schwieriger dagegen sind Fragen zu beantworten wie:

> Welche Einschränkungen für trauernde Angehörige sind mit dem Transplantationsverfahren verbunden und mit welchen Abläufen werden sie dabei konfrontiert? Wie wirkt sich die medizinische Verwertung von Leichen auf die Trauerkultur aus? Wie können Angehörige sich darauf vorbereiten, im ersten Schock- und Trauermoment vor die Wahl gestellt zu werden? Wie schnell sind sie in der Lage, eine für sie auch noch am nächsten Tag und über die Bestattung hinaus vertretbare Entscheidung zu treffen? Und ist der Sterbeprozess tatsächlich bereits mit dem Hirntod abgeschlossen? Ist damit der heikle Moment präzise definiert, ab dem die Patienten sich als Leichen und gegebenenfalls als Organressourcen behandeln lassen?

Aus der Sicht der Evangelischen Frauen in Deutschland wirft das aktuelle Transplantationsgesetz sowie die Transplantationspraxis eine Menge Fragen auf, beginnend mit derjenigen, warum das Gesetz darauf zielt, „die Bereitschaft zur Organspende in Deutschland zu fördern“[2], anstatt abzusichern, dass die Bevölkerung über dieses heikle und schwierige Thema zunächst einmal ergebnisoffen aufgeklärt wird. So

[1] Evangelische Frauen in Deutschland: Organtransplantation Positionspapier 2013

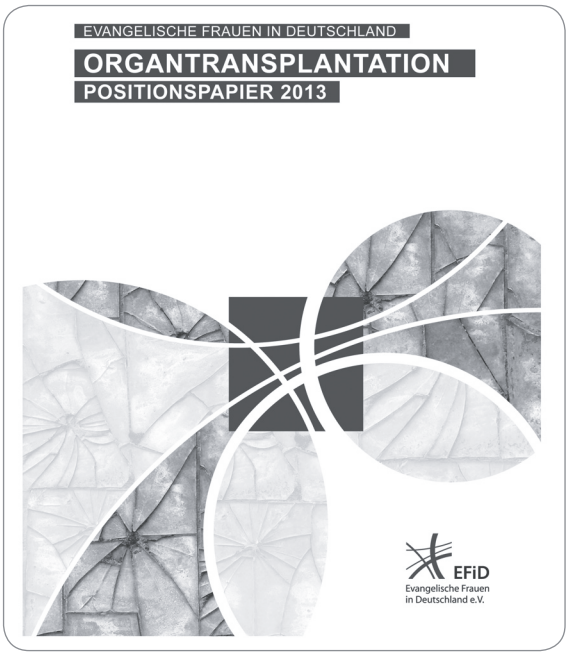
fordern die Evangelischen Frauen vom Gesetzgeber eine veränderte Zielstellung und Kampagne:

> Zu fördern ist nicht die Bereitschaft zur Organspende, sondern die Bereitschaft zur *Entscheidung* über eine Organtransplantation.

Es geht dabei keineswegs darum, Organtransplantationen zu verhindern oder in Misskredit zu bringen, aber Erwachsene sollten vor einer derart existenziellen Entscheidung zumindest wissen, was für sie selbst und ihre Angehörigen damit konkret auf dem Spiel steht beziehungsweise sollten Menschen, die über Organentnahmen von Angehörigen entscheiden, noch im Nachhinein dazu stehen können und nicht über Jahre hin psychisch belastet bleiben.

Außerdem kritisieren die Evangelischen Frauen Deutschland die gesetzlichen Bedingungen der jetzigen Diagnosepraxis und fordern von der Bundesärztekammer eine veränderte Richtlinie zur Diagnose des Hirntodes. Sie fragen das Hirntodkonzept jedoch nicht bloß medizinisch, sondern auch biblisch und theologisch an. Sie vertreten die Auffassung, dass nicht die Hirnleistung den Menschen zum Menschen macht, nicht einmal seine körperliche Verfasstheit, sondern vor allem Gottes Beziehung zu jedem einzelnen Menschen, unabhängig von dessen körperlichen und kognitiven Leistungen, seiner Moralität oder Religiosität. Inwieweit lässt sich bei solchen Prämissen aber auf das Hirntodkonzept berufen? – Diese Frage bleibt für die Evangelischen Frauen Deutschland offen. Sie weisen indes auf die Notwendigkeit hin, das Hirntodkonzept unter den aktuellen Prämissen der EKD, Theologie und Ethik zu reflektieren.

Wie würde ich mich nun verhalten, wenn Intensivmediziner mein Kind, dessen Herz noch schlägt, oder meine Ehefrau, die plötzlich verunglückt ist, in einer entsprechenden Hirntodsituation zur Organentnahme mitnehmen wollen? Besäße ich dann die innere Freiheit und Kraft, mich wirklich zu entscheiden? Könnte ich mit dem Druck der Mediziner umgehen, denen es dringend um das Leben eines anderen Menschen geht? Der Zeitdruck, unter dem ich mich zu entscheiden hätte, ließe jedenfalls eine besonnene Reflexion des Ereignisses und seiner Folgen nicht mehr zu. Wer – wie ich jetzt – Berichte von Angehörigen verfolgt hat, die sich ohne intensive Reflexion der Vorgänge vor, während und nach der Organentnahme entschieden haben, der weiß, wie komplex die Zusammenhänge einer Organtransplantation sind. Zwar ist ein Organspendeausweis schnell unterschieben, aber die Folgen dieser Entscheidung für den eigenen Sterbeprozess sowie die damit verbundenen Herausforderungen für die Angehörigen sind nicht leicht einzusehen und vorwegnehmend abzuwägen. Warum also nicht vor dieser existenziellen Situation, die jede Person mindestens einmal betrifft, mit Experten, Betroffenen und anderen Fragenden ins Gespräch kommen und sich so vorbereitend und gemeinsam einer Entscheidung für oder gegen eine Organtransplantation nähern? Gewiss, eine solche Entscheidung ist überhaupt nur bedingt vorwegzunehmen und muss möglichst in der Situation noch mal neu getroffen werden, aber durch solche Vorbereitungen könnte man sich dann unter Zeitdruck sicherlich besser orientieren und weitsichtigere Entscheidungen treffen.



Alles in allem führt das Positionspapier der Evangelischen Frauen in Deutschland durch gründliche Recherche und viele drängende Fragen in das Thema „Organtransplantation“ ein. Es ist ein sachlich aufrüttelndes, viel fragendes, dabei aber auch scharf analysierendes Papier, das alles andere als besserwisserisch daherkommt. Folglich ist es eine sehr gute Vorlage für die Forschungs- und Programmarbeit der Evangelischen Erwachsenenbildung! Einerseits beruhigt es zu sehen, dass es in einer Kirche, die sich vielfach nur um sich selbst dreht, solch offene Gesprächsangebote zur gründlichen und kritischen Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Fragen gibt, anderseits ist es auch ein Aufruf zum Handeln, zum Bildungshandeln, und ich wünsche mir, dass die Evangelische Erwachsenenbildung die hier gestellten ethischen, theologischen, juristischen und medizinischen Fragen aufgreift und damit eine breite Diskussion in der Gesellschaft und den Kirchen auslöst.

[2] ebd.

Standpunkt

Ermutigung zum Unerhörten – Musik als Gegenstand Evangelischer Erwachsenenbildung im Alter

Joachim Faber

Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung Karlsruhe
Tel.: 0721 824673-10
E-Mail: faber@eeb-karlsruhe.de
www.eeb-karlsruhe.de

Jede menschliche Lebensgeschichte lässt sich auch als eine von Musik begleitete, wenn nicht von ihr beeinflusste oder gar durch sie geprägte Geschichte hören und verstehen.

Das beginnt schon vor der Geburt und endet – ja wann? Sprachmelodien, Wiegengesänge, Kinderlieder, Abzählreime, Schlager, Tanzmusik, Hitparaden, gottesdienstliche Musik, Musik in der Werbung, Opern, Konzerte, anlassbezogene Musiken … Ob sich jemand als musikalisch bezeichnet, spielt keine Rolle. Mit zunehmendem Lebensalter wächst mehr und mehr Hörens-Erfahrung an. Vorlieben und Abneigungen prägen sich aus. Mit den Wechselfällen des Lebens wechselt die Musik, die teils um ihrer selbst willen, teils funktional gehört wird: als Ausdruck erlebter Gefühle, als Trösterin, als Konstante in allem, was sich ändert. Wie sich das eigene Leben erobern lässt, so lässt es sich auch erhören.

Musik ist, zumal bei älteren Menschen, die in ihrem Leben viel Erfahrung und eben auch Musik gesammelt haben, oft mit wichtigen Ereignissen verknüpft.

„Das ist unser Lied!“ – Der erfreute Ausruf taucht auf, wenn die Musik erklingt, die ein Paar mit dem ersten Rendezvous verbindet, mit der eine Freundschaft begann, bei der Urlaubserinnerungen erwachen. Andere Musik verbindet sich mit Erfahrungen, die man nur ungern wiederholte. Marschmusik etwa. Oder Trauermusiken. Auch die dröhnenden Bässe, die sommers aus offenen Autos schallen, können in alten Ohren wie Kriegsgeräusch klingen.

Ohren lassen sich nicht verschließen. Jeglicher Musik zwischen unerträglicher Stille und unerträglichem Lärm können wir nicht ausweichen. Mitunter berieselt uns hintergründige Musik. Was immer uns ins Ohr dringt, trifft uns an, findet uns vor, schleicht sich in einen bereiten Winkel unseres Gemüts, drängt sich mitunter auch auf. Musik in werblichen Zusammenhängen bedarf besonderer Aufmerksamkeit, weil wir sie überhören sollen.

Die Geschichten und Legenden, die wir Menschen von uns selbst erfinden, haben viel mit Musik zu tun.

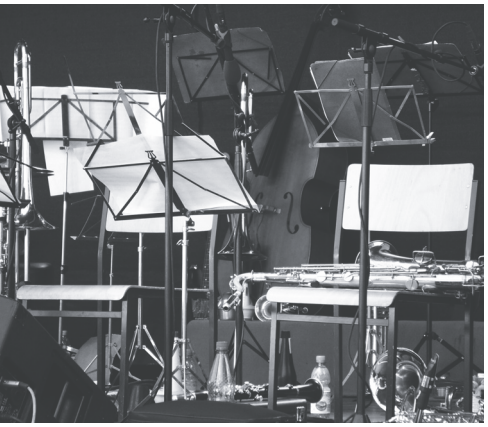
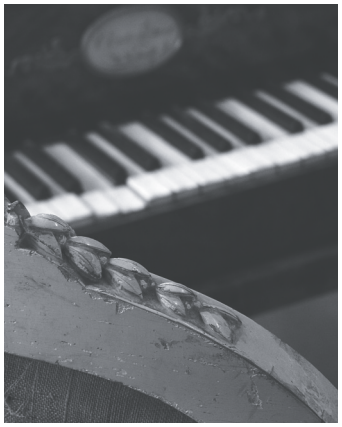
Sie dienen dazu, bereits gelebtes Leben mit einem Cantus firmus (vulgo: roter Faden) zu versehen. So verbinden wir die unzähligen Geräusche, Stimmen und Melodien zu einer Lebenssinfonie, die wir mit ihren Unregelmäßigkeiten und Verzierungen uns selbst und anderen als halbwegs hörenswert verkaufen können. Ältere wünschen sich mitunter, „ihre“ Musik samt den mit ihr verbundenen Werten wäre auch den Nachkommen lieb und wert. Doch junge Leute haben ihre eigene Musik und komponieren ihr Leben aus einem anderen Repertoire. Wer sich dafür interessiert, gewinnt eine enorme Lernchance und die Möglichkeit, über Musik im Kontakt mit den Jungen zu sein.

Menschen, die ihr Leben als musikalischen Übungsweg verstehen, vertiefen ihr Erleben, weiten ihren Horizont und erhöhen ihre Lebensqualität.

Sein Leben als musikalischen Übungsweg zu verstehen bedeutet, sich stets aufs Neue musikalischen Erfahrungen auszusetzen, sie wirken zu lassen, sie zu reflektieren und zwischen Aufnehmen und Verwerfen ins seelische Gefüge einzuordnen. Das Ziel könnte sein, mehr und mehr so zu klingen, „wie Gott mich komponiert hat“. Jedes Konzert sollte mindestens auch eine zeitgenössische Komposition zur Aufführung bringen, damit deutlich wird, dass das Gewohnte und Beliebte nicht die Obergrenze des Bereichernden ist. Wer sich in Musik übt, wird auch Kompositionen schätzen, die sich nicht von selbst erschließen. Es mag irritieren, sich musikalisch bewirkten Assoziationen und Gefühlen zu überlassen. Zugleich macht es einen Unterschied, einen Vortrag über Musik zu hören und ihn anschließend zu diskutieren oder einer musikalischen Aufführung zu folgen, dabei wahrzunehmen, was in einem vorgeht und anschließend anderen davon zu erzählen, um mit der Musik und den Mitmenschen in Kontakt zu kommen.

Menschen müssen nicht selbst musizieren, wenn sie die Musik als Instrument nutzen wollen.

Martin Luther sah in der Musik ein Geschenk Gottes. Er wusste ihre erzieherische, bildende Kraft zu schätzen, „weil sie die Seelen fröhlich macht, weil sie den

Teufel verjagt, weil sie unschuldige Freude weckt. Darüber vergehen die Zornanwandlungen, die Begierden, der Hochmut …“[1] Musik trägt in jedem Lebensalter dazu bei, dass ich mir, wie Viktor Frankl sagt, „von mir selbst nicht alles gefallen lassen“ muss. Sie kann der Diagnose dessen dienen, was sich aktuell in mir ereignet. Sie kann heilende Wirkungen entfalten, Katharsis fördern, Unsagbares sagen helfen, Resilienz unterstützen und im Lauf des musikalisch übenden Lebenswegs Wesentliches zur wohltemperierten Stimmung des Gemüts beitragen. Nach und nach wird auch das zur Harmonie des Großen und Ganzen gehören dürfen, was ehedem Disharmonie hieß.

Uns Menschen dient Musik zur Positionierung in sozialen Gefügen.

Musik dient nicht zuletzt dazu, sich kulturell zu positionieren, sich einem sozialen Milieu zuzuordnen – und darin womöglich zu verknöchern. In Musik kann man sich desto besser einrichten, je leichter man sie sich macht. „Gewohnter“ Klang, bekannte musikalische „Sahnetorte“ kann der Selbstbestätigung dienen. Darin liegen Verführung und Gefahr. Zu Beweglichkeit und „Ohrenhöhe“ mit anderen musiksoziologischen Milieus verhilft, sich hier und da musikalische Irritationen zu gönnen.

Mit dem Musikgeschmack, den wir in Gesprächen am Arbeitsplatz und im Freundeskreis vor uns hertragen, positionieren wir uns und basteln am eigenen Image. Viel mehr Menschen, als dies zuzugeben bereit sind, mögen Schlager. Viel weniger Menschen, als es zugeben, können mit Jazz nichts anfangen. Das auf der Straße vorbeisausende „Bum, bum!“ sagt ebenso etwas über seine Hörer(innen) wie das Dröhnen potenter Sportwagen und Motorräder.

Werden und Vergehen lassen sich musikalisch gestalten.

Daniel Fueter schreibt über die Unentbehrlichkeit der Musik: „In der Ambivalenz des Wiegenliedes, das einerseits Schutz für das Kind beschwört, andererseits immer wieder Himmelsbilder malt, die dem Paradies aufs Haar gleichen, kommt zum Ausdruck, wie Kinderwelt und Sein nach dem Tod ebenso sich überschneiden wie Schlaf und Tod. Das ist nicht abwegig. Das bloße Dasein des Kindes, das ein angstfreies Reden über weißes Haar, Alter und Tod ebenso ermöglicht wie ein Erleben des Sternenhimmels ohne Schwindelgefühle – Erwachsenen tut sich da oft ein Abgrund auf –, lässt diese Ambivalenz nicht zweideutig werden, sondern deutet an, dass es ein Denken und Fühlen gibt, das Werden und Vergehen als Sein verstehen kann.“[2] Welche Musik könnte sich für älter werdende Menschen besser eignen als solche, die eben diesen Widerspruch nicht nur aushält, sondern ihn sogar gestaltet!

Musik gehört zum Evangelischen in der Erwachsenenbildung.

Gleich, ob Musik thematisiert oder als hilfreiche Vorgehensweise eingesetzt wird: Sie ist in der Evangelischen Erwachsenenbildung wichtig, auch als einzelne Stimme unter den Teilnehmenden einer Veranstaltung. Die Gemeinschaft dient dem Individuum, im Schweigen und Hören, im Singen, Schreien und Sprechen den eigenen Klang zu finden, damit vorzukommen und aufmerksam, liebend und wohlwollend gehört zu sein. Niemandes Klang fällt aus dem Großen und Ganzen der Musik heraus.

In den musikhaltigen Angeboten Evangelischer Erwachsenenbildung geht es um Austausch mit anderen, Üben und Aneignen musischer Elemente, Kontakt mit der Umwelt, das Erleben von Spannung und Entspannung. Musik hilft, schöpferische körperliche und geistige Fähigkeiten auch im Alter zu erhalten und zu entwickeln. Evangelische Erwachsenenbildung ermutigt ihre Teilnehmer(innen), die bereits erhörten Klänge ihres Lebens wertschätzend zu bedenken, im Unerhörten lebendig zu bleiben, Resonanzen zu entdecken, im Schweigen und Hören Einklang zu finden.

[1] Luther, M.: Entwurf 1530 [Bl. 81b]. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe in 127 Bänden, Band 30, Hermann Böhlaus Nachfolger. Weimar 1909, S. 696.
[2] Fueter, D.: Kontrapunkte und Koloraturen. Über die Unentbehrlichkeit der Musik. Zürich 2007, S. 126.

Distance Learning

Vorwärts zu den Wurzeln!

Dr. Gertrud Wolf

Leiterin der Evangelischen Arbeitsstelle Fernstudium im Comenius-Institut
Heinrich-Hoffmann-Straße 3
60528 Frankfurt am Main
E-Mail: wolf@comenius.de
www.fernstudium-ekd.de

Bindung via Fernkurs?

Seit 20 Jahren bietet die Evangelische Arbeitsstelle Fernstudium einen Fernkurs zum Thema „Familie und Lebensgestaltung“ an. Die Inhalte sind mittlerweile stark veraltet, denn die Familien und die Gesellschaft haben sich in den vergangenen Jahren immens verändert. Gestiegene Scheidungsraten, zerrüttete Familienverhältnisse und die frühe Unterbringung von Säuglingen und Kleinkindern in Tageseinrichtungen lassen danach fragen, ob es die Familie im traditionellen Sinne überhaupt noch gibt. Gleichzeitig bilden die Familien jedoch einen wichtigen Schutzraum für das private Miteinander, und sogenannte „Helikoptereltern“ deuten darauf hin, dass Kindesfürsorge doch nicht ganz out ist. Da stellt sich die Frage, ob die Betreuung und Erziehung von Kindern tatsächlich außerhalb der Familie so gut gewährleistet ist, wie oft behauptet wird. Die Familie als verlässliche Gemeinschaft zu stärken, ist jedenfalls erklärtes Ziel der evangelischen Kirchen, das in der im vergangenen Jahr erschienenen Orientierungshilfe der EKD „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit“ deutlich zum Ausdruck kommt. Die Arbeitsstelle will helfen, diese Schrift mit geeigneten Bildungsinstrumenten zu unterstützen und arbeitet daher zurzeit an der Revision der alten Studienbriefe.

Familienkompetenzen

Verstanden sich die alten Studienbriefe noch deutlich als eher allgemeinbildendes Reflexionsinstrument, so sollen die neuen Studienbriefe eindeutige Kompetenzen vermitteln, die von den Lernenden direkt in ihrer Lebenspraxis anwendbar sind. Gewiss, auch dabei geht es um Reflexion, aber um Selbstreflexion, die ungleich weniger Distanz zulässt und stärker begleitet werden muss, wenn sie denn gelingen soll. Es wird hier zum einen an den Kompetenzbegriff angeknüpft, zum anderen aber auch an den Begriff der *Skills*, weil er noch deutlicher macht, dass die Fähigkeiten unmittelbar mit der jeweiligen Person verknüpft sind. Das bedeutet, dass man diese Skills nicht erwerben kann, ohne sich dabei als Person weiterzuentwickeln. Familienkompetenz ist kein Begriff, der sich einfach definieren lässt. Vielmehr zerfällt er in unterschiedliche Kompetenzbereiche, die durch verschiedene Skills zum Ausdruck gebracht werden können. Einen Kompetenzbereich markiert die Elternkompetenz, die wiederum in kleinere Bereiche aufzuteilen ist. Im Bereich „Säuglingsfürsorge“ finden sich dann z. B. folgende Skills wieder: stillen, versorgen und pflegen, spielen, beruhigen. In den gängigen Elternkursen ist es zumeist üblich, die Zielgruppe geschlechterneutral anzusprechen. Fraglich ist aber, ob Müttern und Vätern nicht auch unterschiedliche Kompetenzbereiche zukommen, die sich auch je nach Alter des Kindes teilweise deutlich unterscheiden.

Vom Mütterkurs zum Elternkurs zum Familienkurs

Die Wurzeln heutiger Elternkurse gehen zurück auf die sogenannten Mütterschulen zu Beginn des letzten Jahrhunderts, begründet vor allem durch die hohe Säuglingssterblichkeit. Ein wichtiges Ziel neben der Aufklärung über Säuglingshygiene war es auch, Frauen in den unteren gesellschaftlichen Schichten bürgerliche Vorstellungen über die Familie und die Rolle der Frau nahezubringen. Die erste Mütterschule gründete Luise Lampert 1917 in Stuttgart, von dort aus setzte sich die Idee rasch fort. Ende der 1920er-Jahre waren Mütterschulen im deutschsprachigen Raum weit verbreitet. Wegen ihrer Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus stockte die Mütterschulbewegung jedoch nach dem Zweiten Weltkrieg und lebte auch so nicht mehr auf. Familienbildungsstätten haben die alten Mütterschulen weitgehend abgelöst und durch den Wandel von Familien- und Frauenbildern hat sich die Angebotsstruktur auch deutlich gewandelt. Für junge Väter ist es heute selbstverständlich, sich ihren Kindern fürsorglich und liebevoll zuzuwenden. Es scheint so, als habe sich der neue Mann seinen Platz im Familiensystem erobert, nachdem sein Rollenverständnis jahrelang verunsichert war. Die Bedeutung der Mutter hervorzuheben, erscheint dagegen fast schon politisch inkorrekt: Da ist dann schnell vom konservativen Mutter-Mythos und einer Zurück-an-den-Herd-Ideologie die Rede. Familienbildung, die ihre Zielgruppe wirklich kompetent machen will, kann sich diesem Dilemma jedoch nicht entziehen und muss auch die gesellschaftlichen und politischen Hintergründe dafür kritisch diskutieren. Denn die Familie ist mehr als das Organisationsbüro einer Reproduktionsfirma, und sie weist wichtige Qualitäten auf, die Menschen bei ihrer Lebensbewältigung helfen.

Die Bindungstheorie als neues Paradigma der Elternbildung

Einer derjenigen, der die Bedeutung der Familie besonders hervorgehoben hat, war der britische Psychologe John Bowlby (1907–1990). Seine Bindungstheorie gilt heute neben der psychoanalytischen Theorie Freuds als wichtigstes Erklärungsmodell für die Familie. Durch die Hirnforschung ist die Bedeutung der Bindung zusätzlich bestätigt worden. Sie belegt den Einfluss der Bindung für die Hirnentwicklung im Säuglings- und Kleinkindalter, aber auch ihre Folgen in späteren Jahren. Die Grundannahme der Bindungstheorie ist, dass Menschen von Geburt an mit einem Bindungssystem ausgestattet sind, welches ihnen direkt ermöglicht, mit den Fürsorgepersonen in Beziehung zu treten. Es liegt auf der Hand, dass der Stillvorgang dabei eine ganz wesentliche Rolle spielt, ermöglicht er doch eine unmittelbare Körper-zu-Körper-Interaktion, in der das Kind nicht nur leibliche Fürsorge erfährt, sondern auch ein Höchstmaß an emotionalem Austausch. Nebenbei macht der Säugling hier auch die ersten Selbstwirksamkeitserfahrungen, die später als Grundlage seines Urvertrauens dienen. Eine gute Bindung – die auch durch das „bemutternde" Fürsorgeverhalten zum Vater hin entwickelt wird – ist insofern auch für das neugierige Erforschen und Entdecken der Umwelt von elementarer Bedeutung. Denn Bindungsverhalten (anklammern, festhalten, nachrennen) und Explorationsverhalten (spielen, entdecken, erkunden) stehen sich als Grundbedürfnisse des Säuglings wie auf einer Wippe gegenüber. Es wird hier schon deutlich, dass eine innige Bindung zu Mutter und/oder Vater durch nichts zu ersetzen ist und Defizite in diesem Bereich nicht folgenlos bleiben.

Die Weggefährtin Bolwbys, die US-amerikanische Entwicklungspsychologin Mary Ainsworth, hat die Bindungstheorie mit empirischen Untersuchungen flankiert und belegt, dass es unterschiedliche Bindungsstile im Säuglingsalter gibt. Man unterscheidet heute grob vier Grundqualitäten der Bindung: die sichere, die unsicher-ambivalente (Klammertyp), die unsicher-vermeidende (Blockierer) und die desorganisierte. Nur die desorganisierte Bindung bringt eindeutige Pathologien hervor und hat oft einen schwer traumatischen Hintergrund. Die Bindungsstile kennzeichnen die Person bis ins Erwachsenenalter und schlagen sich nicht nur in der Partnerwahl, sondern auch in der Alltagsbewältigung und beim Umgang mit den eigenen Kindern nieder. Man kann sich leicht vorstellen, dass sich etwa der Umgang mit Stress bei sicher und bei unsicher gebundenen Personen mehr oder weniger deutlich unterscheidet. Unsicher gebundene Menschen gibt es allerdings viel häufiger als sicher gebundene. Es nutzt also nichts, wenn Elternratgeber nur auf die Bedeutung verweisen, die eine gute Bindung für die Entwicklung des Kindes hat, ohne auch abzuarbeiten, wie man seinen eigenen Bindungsstil ein Stück weit reflektieren und vielleicht sogar verändern kann.

Kann man Bindung lernen?

Dafür muss man zunächst einmal wissen, was eigentlich der Kern der Bindung ist. Es ist offenbar nicht die bloße materielle Fürsorge, wie der Säug-

lingsforscher Rene Spitz dies eindrücklich aufgezeigt hat. Spitz hat in den 1940er-Jahren anhand von Studien in Waisenhäusern gezeigt, dass Säuglinge selbst bei guter materieller Fürsorge und angemessenen Hygienebedingungen schwere Deprivationsstörungen erleiden, die bis hin zum Tod führen können. Verantwortlich dafür dürfte immenser Stress gewesen sein, den der Säugling mangels der notwendigen emotionalen Zuwendung erfahren hat, einer Zuwendung, die neben der freundlichen Kontaktaufnahme eine besondere empathische Spiegelung und Regulierung der kindlichen Emotionen beinhaltet. Diese (gegenseitige) emotionale Regulationsinteraktion benötigt das kindliche Gehirn, um nicht von Stresshormonen überschwemmt zu werden und sich allmählich der noch fremden Welt neugierig zuzuwenden. Beobachtet man Mütter, die selbst stark bindungsgestört sind, wird man sehen, dass sie gerade nicht in der Lage sind, die (unangenehmen) Gefühlszustände ihres Kindes angemessen zu ko-regulieren, sondern selber Stresssymptome zeigen.

Wir alle kennen das Gefühl, von Kinderlärm gestresst zu werden. Auch Eltern, die ihr schreiendes Baby zu trösten versuchen, erfahren diesen Stress. Je sicherer sie gebunden sind, desto besser können sie jedoch ihre eigenen Gefühle regulieren und damit zugleich das Kind ko-regulieren. Je unsicherer sie gebunden sind, desto mehr Schwierigkeiten mögen sie damit haben. Hier nun wird deutlich, warum die bloße Postulierung von Bindung wenig hilft (im Zweifelsfall sogar für mehr Stress sorgt) und warum angemessene Skills Abhilfe und echte Veränderungen bewirken können. Diese Zusammenhänge sollen in der Neuauflage des Fernkurses für die entsprechende Zielgruppe nachvollziehbar dargestellt und mit Selbsterfahrungsaufgaben und -übungen verknüpft werden. Skills zum Umgang mit eigenen Gefühlszuständen sollen zusätzlich auf einer CD vermittelt werden.

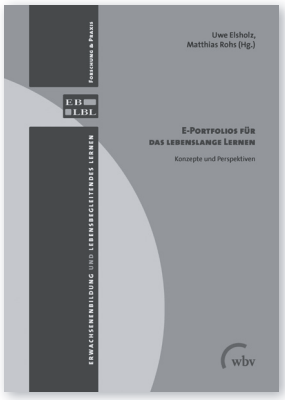
Zielgruppengerechte Revision

Zu den bisherigen Standards der Fernstudienstelle zählte es, bei Entwicklungsprojekten einen wissenschaftlichen Beirat hinzuzuziehen, um die inhaltliche und didaktische Qualität zu gewährleisten. Bei dieser Konzeption soll der Beirat anders besetzt sein und aus sogenannten Experten bestehen, zu denen vor allem Mütter, Väter und Fernstudierende zählen, damit deren Wissen, deren Bedürfnisse und Erfahrungswerte ihren angemessenen Niederschlag im Lehrmaterial finden. Bowlby zufolge bedeutet gute Eltern zu sein, einen sehr harten Job zu machen: 24 Stunden, 7 Tage die Woche. Schon ohne „Nebenberuf“ sind Eltern deshalb zeitlich meistens sehr eingeschränkt. Insbesondere viele Frauen fragen deshalb in der Elternzeit nach Bildungsmöglichkeiten, die sie zu Hause absolvieren können und die gleichzeitig eine Erleichterung ihres Alltags darstellen. Es dürfte deutlich geworden sein, welch wichtigen und sinnvollen Beitrag Mütter und Väter für die Gesellschaft leisten; sie haben es verdient, dabei angemessen unterstützt zu werden. Der neue Fernkurs wird sich diese Unterstützung zum Ziel setzen. Er soll, sobald eine ausreichende Finanzierung gegeben ist, Ende 2015 an den Start gehen.

Kompetenzen in der beruflichen Bildung

Dokumentation und Reflexion

Der Band stellt maßgebliche Konzepte und Umsetzungen von E-Portfolios in unterschiedlichen Bereichen der Bildungspraxis vor. Dazu gehören u.a. der eProfilPASS, das mobile Ausbildungsportfolio, das Online-Berichtsheft BLok und der Berufswahlpass. Weitere Beiträge analysieren den Stellenwert und die berufspädagogischen Potenziale von E-Portfolios. Abschließend werden technologische, konzeptionelle und bildungspolitische Herausforderungen beim Einsatz von E-Portfolios benannt und Denkanstöße für die Weiterentwicklung gegeben.



Uwe Elsholz, Matthias Rohs (Hg.)

E-Portfolios für das lebenslange Lernen

Konzepte und Perspektiven

Erwachsenenbildung und lebensbegleitendes Lernen – Forschung & Praxis, 22
2014, 200 S., 39,90 € (D)
ISBN 978-3-7639-5387-5
Auch als E-Book

Versandkostenfrei bestellen im wbv Shop auf wbv.de

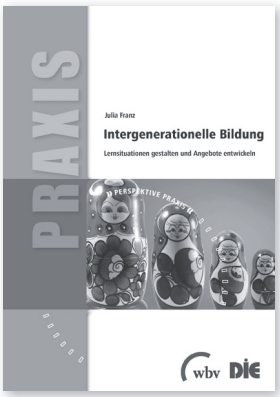
WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de

wbv

Intergenerationelles Lernen

Weiterbildung im Alter gestalten



Julia Franz

Intergenerationelle Bildung

Lernsituationen gestalten und Angebote entwickeln

Der Band vermittelt didaktische Prinzipien intergenerationellen Lernens in der alltäglichen Bildungspraxis. Diese werden anhand von anschaulichen Beispielen verdeutlicht. Aus den Prinzipien entwickelt die Autorin praktische methodische Anregungen für Seminarsituationen mit Angehörigen verschiedener Generationen.

Perspektive Praxis
2014, 149 S., 19,90 € (D)
ISBN 978-3-7639-5365-3
Auch als E-Book

Bernhard Schmidt-Hertha

Kompetenzerwerb und Lernen im Alter

Der Studientext vermittelt einen Überblick über den Stand der erziehungswissenschaftlichen Forschung zu Bildung und Lernen in der späteren Erwerbsphase und im Rentenalter. Da die Bedingungen für Kompetenzentwicklung und Lernen bei Älteren sehr heterogen sind, sind differenzierte Angebotsstrukturen gefragt. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf dem intergenerationellen Lernen.

Studientexte für Erwachsenenbildung
2014, 130 S., 19,90 € (D)
ISBN 978-3-7639-5401-8
Auch als E-Book

Julia Franz

Intergenerationelles Lernen ermöglichen

Orientierung zum Lernen der Generationen in der Erwachsenenbildung

2011, 208 S., 29,90 € (D)
ISBN 978-3-7639-3344-0
Auch als E-Book

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR
W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de
wbv

Die Jury der Evangelischen Filmarbeit empfiehlt

Film des Monats: Oktober 2014

Am Sonntag bist du tot

Irland, Großbritannien 2014
Regie: John Michael McDonagh
Verleih: Ascot Elite Filmverleih GmbH
Preise: Preis der Ökumenischen Jury, Berlin 2014 (Panorama)

An der rauen Westküste Irlands ist James Lavelle Priester in einer kleinen und schwierigen Kirchengemeinde. Die Gespräche mit aggressiven Gottesleugnern, enttäuschten Kirchenmitgliedern und verrückten oder eigensinnigen Gläubigen prägen seinen Alltag. Neu ist, dass ein Mitglied der Gemeinde ihn im Beichtstuhl mit dem Tod bedroht: dieser soll die Sühne sein für den sexuellen Missbrauch, den der Beichtende in früheren Jahren durch einen anderen katholischen Geistlichen erlitten hat. Lavelle selbst wurde erst nach dem Tod seiner Frau Priester und hat eine erwachsene Tochter, um die er sich

öfter kümmern müsste. Die Wut auf die Kirche, die für das Leid vieler Menschen mitverantwortlich ist, äußert sich, als die Holzkirche des Ortes in Flammen aufgeht. Mit einem jungen Priesterkollegen kommt es zu einer massiven Auseinandersetzung über die Aufgaben der Kirche, während der Bischof die bestehenden Konflikte eher verschweigen möchte. Schließlich ist der Sonntag da, an dem Lavelle sterben soll.

Mit schwarzem Humor erzählt der Film die Geschichte eines gutherzigen Priesters in einer desolaten katholischen Kirche, die nahezu jegliche Glaubwürdigkeit verloren hat. Die Personen, denen der Priester begegnet, vom brutalen Mörder im Gefängnis über den zynischen Gesetzeshüter bis zur trostsuchenden Witwe, stellen seine Integrität immer wieder auf die Probe. Seine Offenheit zum Gespräch, die verletzbar und ohnmächtig macht, führt zum Mitleiden, das die institutionelle Kirche den Fragenden, Verzweifelten, Verirrten und Suchenden oft genug verweigert. Die Erkenntnis, dass Schuld anerkannt werden muss, ehe Vergebung gewährt werden kann, macht der Film eindrücklich deutlich.

Film des Monats: November 2014

Im Labyrinth des Schweigens

Deutschland 2014
Regie: Elisabeth Bartel, Giulio Ricciarelli
Verleih: Universal Pictures International Germany GmbH

Der junge Staatsanwalt Johann Radmann stößt 1958 in Frankfurt am Main auf eine Mauer des Schweigens, als er nach den verantwortlichen Tätern im nationalsozialistischen Vernichtungslager Auschwitz zu suchen beginnt. Was in Auschwitz geschehen ist, wird im Land des Wiederaufbaus und des Wirtschaftswunders verdrängt, verleugnet und verschwiegen. Ausgelöst hat die staatsanwaltliche Ermittlung der Journalist Thomas Gnielka, dessen Freund Simon Kirsch, Kunstmaler und Auschwitzhäftling, einen Gymnasiallehrer als seinen Peiniger von damals wieder erkannt hat. Auch die Kollegen in Polizei und Justiz verweigern die

Zusammenarbeit mit Radmann. Unterstützt wird er allerdings vom hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer, der ihn offiziell mit den Ermittlungen beauftragt. Viele Nachforschungen bleiben erfolglos. Doch die Fragen nach der Wahrheit und des Rechts angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen lassen Radmann nicht los.

Der Film erzählt die Vorgeschichte der Auschwitzprozesse Anfang der sechziger Jahre. Auch wenn die Hauptfigur Züge verschiedener historischer Personen trägt, wird der Zeitgeist erkennbar: Schuld und Scham, die Mischung aus Tätern, Zuschauern und Mitläufern und die Kontinuität in den gesellschaftlichen Eliten führen zu einem Kartell des Schweigens. Dramaturgisch geschickt trägt der Film die latenten Konflikte bis in die Privatsphäre Radmanns hinein. Indem er uns in eine Zeit zurückversetzt, in der die Erinnerung an Auschwitz erst erkämpft werden musste, verdeutlicht der Film, dass das Gedenken der Opfer und die Distanzierung von den Tätern keine Selbstverständlichkeit ist, sondern immer wieder die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit verlangt.

Film des Monats: Dezember 2014

Timbuktu

Frankreich, Mauretanien 2014
Regie: Abderrahmane Sissako
Verleih: Arsenal Filmverleih GmbH
Preise: Preis der Ökumenischen Jury, Cannes 2014

Kidane lebt friedlich mit seiner Frau Satima, seiner Tochter Toya und dem Hirtenjungen Issan in den Dünen nicht weit von Timbuktu, das in die Hände religiöser Fundamentalisten gefallen ist. In der Stadt erdulden die Menschen ohnmächtig das Terrorregime, das ihnen Musik, Zigaretten und Fußballspielen verbietet und mit drakonischen Strafen droht. Eine Sängerin wird ausgepeitscht, ein Paar wegen moralischer Vergehen grausam gesteinigt. Doch die Menschen wehren sich: Der örtliche Imam weist die selbst ernannten Gotteskrieger aus der Moschee, weil in ihr keine Waffen getragen werden dürfen. Eine Gruppe Jugend-

licher spielt Fußball ohne Ball, und auch die Musik kann nicht zum Verstummen gebracht werden. Als Kidane den Fischer Amadou im Streit unbeabsichtigt tötet, weil dieser seine Lieblingskuh erschossen hat, muss auch er sich den neuen Gesetzen der ausländischen Besatzer stellen. Die Liebe zu seiner Familie und die Motive seiner Tat finden im gnadenlosen Gerichtsverfahren kein Gehör.

In poetischen Bildern vom Leben in der Sahara setzt der Film dem Drama der Gewalt und des Terrors eine andere Welt entgegen. Die Menschen in Timbuktu und Umgebung sind einerseits Opfer grausamer Fundamentalisten, andererseits von einer unbeugsamen Würde, die sie auch dann nicht verlieren, wenn sie mit dem Tod bedroht werden. Die Schönheit der Wüste, die Liebe von Kidane und und die kreativen Zeichen des Widerstandes der Menschen von Timbuktu werden in sanfte und berührende Bilder gefasst, in denen die Hoffnung auf Überwindung der schockierenden und grausamen Gewalt lebendig ist. Die Sprache der Bilder selbst wird zu einer Form des Widerstandes.

Publikationen

Altenarbeit weiterdenken. Theorien – Konzepte – Praxis

Martin Erhardt/
Lothar Hoffmann/
Horst Roos
€ 32,90, 248 S.
Stuttgart 2014
Kohlhammer Verlag

ISBN: 978-3-17-023396-6

Aller guten Dinge sind drei – so die Assoziation nach der ersten Lektüre des bei Kohlhammer veröffentlichten Buches „Altenarbeit weiterdenken". Die drei Autoren sind in je unterschiedlichen Funktionen in der evangelischen Bildungsarbeit mit Älteren tätig. Der Untertitel benennt klar die drei Teile, in die das Buch untergliedert ist: Theorien – Konzepte – Praxis. In der Summe wird damit eine „Praxistheorie" evangelischer Altenarbeit vorgelegt, die zum Nach-, Mit- und Weiterdenken einlädt. Die Perspektive der Autoren an der Schnittstelle von Theorie und Praxis der Bildungsarbeit mit Älteren motiviert den Leser dazu, neue Wege in der kirchlichen Altenarbeit zu wagen.

„Das Alter ist nichts für Feiglinge" – dies wusste schon die 1980 verstorbene Schauspielerin Mae West. Im Geleitwort von Christian Mulia wird daher auch die Zielsetzung der Autoren prägnant auf den Punkt gebracht: Mut zur Beteiligung am Aufbau einer neuen Kultur des Älterwerdens. Und in jedem Teil werden konsequent die drei zentralen Aspekte im Auge behalten, die dafür notwendig sind: 1. die Vielfalt des Alters, 2. die Förderung von selbstbestimmtem und selbstorganisiertem Lernen und 3. die notwendige Veränderung der kirchlichen Strukturen.

„Zusammenhänge erkennen" – so der Titel des ersten Teils, der auch Ehrenamtliche und Praktiker dazu ermuntert, sich auf die theoretischen Grundlagen für die Altenarbeit in 14 Kapiteln einzulassen. Die Kapitel vermitteln knapp und gut verständlich das notwendige Hintergrundwissen. Es wird deutlich gemacht, dass unsere „Gesellschaft des langen Lebens" endlich als Livesendung an den Start gehen muss. Auf ein Drehbuch nach historischen Quellen kann nicht zurückgegriffen werden. Die reichhaltigen und vielschichtigen Erfahrungen Älterer, insbesondere der älteren und alten Frauen, wollen als Schatz an Alltags- und Sozialkompetenz erst noch gehoben werden, um dann als Orientierungswissen für gesellschafts- und kirchenpolitische Veränderungen fruchtbar werden zu können.

Besonders hervorzuheben im ersten Teil ist der Beitrag von Horst Roos zum Thema „Demenz". Die Diagnose „Demenz" betrifft nicht nur den persönlich Erkrankten, sondern auch seine Familie und sein ganzes soziales Umfeld. Herausgefordert ist hier die Zivilgesellschaft, sich auf eine Lebenshaltung einzulassen, die es ermöglicht, alle von der Erkrankung Betroffenen auch weiter an der Gemeinschaft teilhaben zu lassen. Denn noch ist die gesellschaftliche Realität so, dass Betroffene in Todesangst geraten (öffentlich geworden durch den Suizid von Gunther Sachs), dass Angehörige aus Angst und Scham in Isolation flüchten und dass stationäre Einrichtungen und ambulante Dienste die Betreuung und Versorgung der Erkrankten nicht zufriedenstellend nach den Vorgaben der Pflegeversicherungen abrechnen können.

Horst Roos, Diakon für Altenarbeit und Sozialgerontologe, fokussiert seinen Beitrag auf die Lernfähigkeit einer Gesellschaft, die Menschen zu neuen Erfahrungen im Miteinander ermutigt, mit und ohne Demenz. Insbesondere die durch Naomi Feil unter dem Fachbegriff „Validation" entwickelten Methoden für den Umgang mit altersverwirrten Menschen verdienen es bei allen Personen, die mit Älteren in den Kirchengemeinden arbeiten, bekannt zu werden. Ein wertschätzender Umgang ist nicht zuletzt eine Sache der Übung.

Entwicklungspsychologische Forschungen zeigen – auch dies eine wichtige Erkenntnis aus dem ersten Teil –, dass mit zunehmendem Alter das Interesse an Menschen wächst und Ältere verstärkt in den Kontakt mit anderen investieren. Gemeinschaft und Austausch werden wichtiger als Statussymbole. Das Interesse an Menschen ist eine starke Motivation zum Engagement in und für „sorgende Gemeinschaften" (Caring Communities). Die Älteren von heute sind in der Lage, sich die gewonnenen Jahre aktiv anzueignen und diese Zeit zu nutzen. Die Generation, die in den nächsten Jahren das Rentenalter erreicht, verfügt in ihrer Mehrheit über finanzielles und soziales Kapital. Ressourcen, die mit Wollen und Fantasie persönliche und gesellschaftliche Realitäten verändern können.

„Weichen stellen" – so ist der zweite Teil mit seinen neun Kapiteln überschrieben. In ihnen geht es um Ideen, Anknüpfungspunkte und Konzepte, die sich aus den theoretischen Einsichten des ersten Teils ableiten lassen. Die Autoren haben ein Leitbild von altersfreundlicher Kirche und Gemeinde, auf das hin neue Wege zu bahnen sind. Sie bekennen sich zur Suche, sind ergebnisorientiert, aber nicht ergebnisfixiert. Alle Kapitel stellen sich der aktuellen Frage: Wie gelingt es, die Lebensthemen der älteren Menschen aufzugreifen und programmatisch umzusetzen? Und schon im zweiten Kapitel wird es dann ganz praktisch. Das Konzept der „Sozialraumorientierung" wird so klar beschrieben, dass potenzielle Anwender gleich mit der Umsetzung vor Ort beginnen könnten. Denn Lothar Hoffmann, als Referent für Fortbildung und Organisationsentwicklung tätig, zeigt in diesem Kapitel einen Weg auf, der von der Angebotsorientierung zu einem lebensweltorientierten Ansatz der Altenarbeit führen soll. Als „Türöffner" für Altenarbeit bezeichnet er diejenigen Methoden, die zur Wahrnehmung der Lebenswirklichkeit Älterer beitragen. Durch sie wird es möglich, sich auf die Bedürfnisse der älteren Bürgerinnen und Bürger zu konzentrieren, ihre Prioritäten und Präferenzen zu erkennen und dadurch das Gemeinwesen zu verändern. Deutlich wird aber auch, dass dafür ein Mix von bereits bekannten Angeboten und mutigen Aufbrüchen notwendig ist.

„Neue Wege beschreiten" – darauf zielt der dritte, die Praxis anhand von Beispielen beschreibende Teil. Darin finden sich auch Formate aus der traditionellen Altenarbeit, die auch zukünftig ihren Platz haben werden. Die 22 Kapitel, wieder unter dem jeweiligen Blickwinkel der drei Autoren, legen nahe, den Kontakt auch zu nicht kirchlichen Trägern zu suchen und von den Erfahrungen anderer zu profitieren. Der Schlussteil bietet Anregungen für Handlungsoptionen – nicht als Rezepte verstanden – und belegt, dass Altenarbeit von einer breiten Zusammenarbeit getragen sein muss. Kirchlich diakonische Projekte, die den jeweiligen Lebensraum attraktiv für alle Generationen mitgestalten, bleiben daher, so das Fazit, kein bloßes Wunschdenken, sondern sind durchaus realisierbar.

Helga Seelbach
Evangelische Landjugendakademie Altenkirchen

Wer zuletzt lacht, lacht zu spät … Das Heilige und das Lachen

Klaus Nagorni (Hg.)
€ 15,–, 177 S.
Karlsruhe 2012
Evangelische Akademie Baden

ISBN: 978-3-89674-571-2

Evangelische Akademien haben für die Bildungsarbeit der evangelischen Kirchen nach dem Zweiten Weltkrieg hohe Bedeutung gehabt. Unverkennbar ist heute eine Krise der Akademien, was ihre Vordenker-Rolle und Breitenwirkungen betrifft. In einer pluralisierten Gesellschaft ist es unzweifelhaft anspruchsvoll, gesellschaftliche Diskurse anzustoßen, weiterzuentwickeln und zu gestalten. Vieles deutet darauf hin, dass sich die Evangelischen Akademien – wie die Kirche insgesamt – weiter transformieren werden, nach neuen Zielen, Formaten und Konzepten suchen müssen. Es ist daher verdienstvoll, Diskurse und Impulse aus Akademie-Tagungen weiteren Kreisen von Interessierten bekannt zu machen.

Dies gilt auch für das Bändchen „Wer zuletzt lacht, lacht zu spät … Das Heilige und das Lachen". Der von diesem Titel provozierte Verdacht, Humor ließe sich womöglich instrumentell beziehungsweise moralisierend in Anspruch nehmen, irritiert. – Kann man überhaupt „zu spät" lachen? Ist Lachen nicht eine intuitive Ausdrucksreaktion?

Hier ist ein weites Thema eröffnet, das auf einer Akademietagung sicherlich nicht in toto behandelt werden kann, aber umso wichtiger sind reflektierte Gewichtungen im Nachgang und eine Fokussierung von weiterführenden, diskursrelevanten Aspekten. Dies ist offenzulegen und zu kommunizieren, wenn es gelingen soll, gegenwartsrelevante Diskurse tatsächlich zu verfolgen und zu gestalten; nur so können Akademietagungen an Profil gewinnen und Bildungsprozesse fördern. Im vorliegenden Fall wurde dies aber leider versäumt, es bleibt im Dunkeln, was die Tagungsdiskussionen an diskursrelevanten Einsichten bereithielten, was inspirierend war, was strittig war und was unbedingt weiterzuverfolgen ist. Der Band besteht – nach einem assoziativ-theologisch angelegten kurzen Vorwort des Herausgebers – aus fünf thematischen Vorträgen sowie einer Kurzpredigt des Herausgebers. So bleibt das Typische und Programmatische der diskursbezogenen Akademiearbeit leider nicht einsehbar – schade!

Der erste Beitrag von P. Müller widmet sich in einem über weite Strecken launig-anekdotischen Duktus dem „Humor in Theologie und Kirche" – und zwar unter der leitenden Fragestellung: „Wie kommt man in den Himmel?" Unklar bleibt dabei, weshalb gerade diese Fragestellung heutige Diskurse bereichern soll. Es werden theologiegeschichtlich bedeutende Konzepte benannt und etymologische Klärungen vorgenommen. Erstaunlich ist angesichts der Fragestellung nach dem Einlass in den Himmel, dass Karneval beziehungsweise Fasching hier keinerlei Bedeutung zugewiesen wird.

F. Lohmann thematisiert im zweiten Beitrag die Frage nach dem Heiligen: „Wie heilig ist das Heilige?" Dabei werden religionsgeschichtlich relevante Konzepte eingeführt, wenn auch zum Teil zu knapp, wie etwa die Konzeption von R. Otto. Die Beziehung von Heiligem und Lachen bleibt im Hintergrund. Schade, dass mögliche Perspektiven nur in abschließenden Thesen quasi „nachklappernd" benannt sind.

Ähnliches gilt für den sehr interessanten Beitrag über „Comics" von B. Villhauer. Dieser Beitrag ist sicher ein guter Einstieg für eine Tagung zu Formen, Geschichte, Lebensgefühl und Gegenwartsrelevanz von Comics, aber das Spannungsfeld von Heiligem und Lachen in Comics wird nach längeren einführenden Passagen auch hier immer nur in Ansätzen aufgriffen. Bedauernswert ist es etwa, dass das interessante Feld religionskritischen Humors in Comics nur knapp angedeutet bleibt.

Mit geistesgeschichtlichem Anspruch setzt dann F. Richert in seinem immerhin über 50 Seiten umfassenden Beitrag „Erlösendes Lachen" an. Der Aufsatz besticht als eine Art Parforceritt durch die Geistesgeschichte von Lachen und Humor. „Im Sauseschritt" werden punktuell klassische Positionen bis in die philosophische Anthropologie des 20. Jahrhunderts passiert – eine äußerst schnelle Zugfahrt, Raum für genauere Betrachtung oder Überlegungen zur Gegenwartsrelevanz einzelner Positionen bleibt nur wenig. Allerdings: Hier kommen die an einer Geistesgeschichte des Lachens interessierten Leser(innen) auf ihre Kosten. Mit der (zu) knapp referierten Position Helmuth Plessners bricht die Darstellung aber leider ab, weswegen Positionen und Debatten der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart gar nicht erst ins Blickfeld geraten.

Anschaulicher und prägnanter gestaltet sich der Beitrag von G. Köster, die versucht, Humor konkret auf kirchliche Arbeit zu beziehen. Köster hebt hier weitgehend auf ihre sehr interessante Dissertation zum Potenzial des Humors in der Predigt ab.

So hinterlässt der Akademie-Band einen ambivalenten Eindruck: Informationen und ausgewählte geistesgeschichtliche Positionen werden in zum Teil weit ausgreifender Perspektive referiert und entfaltet. Aber physiologische Ansätze, erwachsenenpädagogische Reflexivität und Interesse am Diskurs der pluralen Gesellschaft sind kaum erkennbar und besonders schmerzlich ist das weitgehende Fehlen interreligiöser und interkultureller Perspektiven.

Es bleibt ein spannendes und weiterhin kaum in der Breite aufgegriffenes Thema, nach unterschiedlichen Beziehungskonstellationen von Heiligem und Lachen zu suchen und diese Konstellationen klarer zu kennzeichnen und deutlicher zu entfalten. Es wäre jedenfalls gelacht (und sicher nicht zu spät), wenn der Humor der Religionen nicht auch einen Beitrag zur Bewältigung unserer Gegenwart leisten könnte.

Pfarrer PD Dr. Freimut Schirrmacher
Kirchliche Hochschule Wuppertal /
Vorsitzender der AGEB Kurhessen-Waldeck

Die Zukunft der Familie – Anforderungen an Familienpolitik und Familienwissenschaft. Tagungsband zum 4. Europäischen Fachkongress Familienforschung

Marina Rupp/ Olaf Kapella/ Norbert F. Schneider (Hrsg.)
€ 49,90, 252 S.
Opladen/Berlin/ Toronto 2014

Verlag Barbara Budrich

ISBN: 978-3-8474-0170-4

Das Buch bietet die meisten der 16 Vorträge (davon sechs in Englisch) des interdisziplinär ausgerichteten 4. Europäischen Fachkongresses Familienforschung. Die Tagung fand vom 6. bis 8. Juni 2013 in Bamberg statt und wurde vom Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität

Bamberg, vom Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien und vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung ausgerichtet (www.familyscience.eu).

Der Titel „Die Zukunft der Familie" macht auf die zukünftige Entwicklung der Familie neugierig. Diese Erwartungen werden wenig befriedigt. Inhalt der Vorträge sind Entwicklungen, die für Familien, Forschung und Familienpolitik wichtig gewesen sind und die eher den Sachstand beschreiben. Das Buch richtet sich an ein familiensoziologisches Fachpublikum, die meisten Autor(inn)en sind an Forschungseinrichtungen und Universitäten in Europa tätig.

Die demografische Entwicklung, Diversifizierung familialer Lebensformen mit ihren Konsequenzen für das familiale Leben und Einflussfaktoren auf Familienentwicklung sind die zentralen aktuellen Themenbereiche, die in dem Buch in vier thematische Blöcke zusammengefasst sind: 1.) Wie entwickelt sich die Familie in Europa?, 2.) Sich wandelnde Rahmenbedingungen: Chancen und Risiken, 3.) Zukunft der Familienwissenschaft – Möglichkeiten und Grenzen, 4.) Familienwissenschaft ist interdisziplinär.

Ausgangspunkt ist bei allen Vortragenden die erhebliche Veränderung familialer Strukturen. Ein kritisches Auge wird auf die deutsche Familienpolitik geworfen. Es gibt 148 verschiedene Leistungen, unterstützt mit 125,5 Mrd. Euro, die sich teilweise in ihrer Zielführung widersprechen, wenn sie entweder das bisher übliche Familienmodell mitfinanzieren (z. B. Ehegattensplitting) oder die neuen Familienstrukturen unterstützen (Ausbau der Infrastruktur). So gehen 74,9 Mrd. Euro in acht ehebezogene Leistungen, die nicht an die Existenz von Kindern geknüpft sind (vgl. Geis u. a., S. 30). Eine einheitliche familienpolitische Zielführung würde die Finanzen umfassender nutzen können.

Eine große Zahl der Autor(inn)en befürwortet eine Öffnung der Familienforschung. Sie soll sich nicht nur auf Familien begrenzen, sondern wieder Anschluss an die allgemeine Soziologie knüpfen, an Theoriebildung und Kultursoziologie (vgl. Burkart, S. 85). Dass gleichgeschlechtliche Familien eine bedeutsame und daher zu beforschende Realität in Europa sind, stellt Maks Banens in seinem Vortrag „Doing family in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften" dar (vgl. S. 203 ff.).

Familienforschung sollte sich mit Medien und medialer Kommunikation auseinandersetzen, weil der familiäre Alltag eng verwoben ist mit dem Medienverhalten der Familienmitglieder (vgl. Hasebrink, S. 238). Ein Beispiel, wie das Medienverhalten auch die wissenschaftlichen Methoden der soziologischen Befragungen beeinflusst, ist die Telefonabfrage, weil Jugendliche und junge Erwachsene nicht über Festnetz erreichbar und daher so nicht mehr zu befragen sind (vgl. Häder, S. 174 ff.).

Nach wie vor besteht ein großer Einfluss der Herkunftsfamilie auf die Bildungsentwicklung der Kinder, wie u. a. Blossfeld in seinem Vortrag (S. 113 ff.) entfaltet. Anhand norwegischer Studienergebnisse und dem amerikanischen Perry Preschool Program wird die Bedeutung qualitativ hochwertiger frühkindlicher Bildungsvermittlung deutlich, die auch die begleitende Bildungsförderung der ganzen Familie erfordert. Besonders Kinder aus bildungsfernerem Milieu profitieren ihr ganzes Leben von qualitativ guter früher Bildung. Sie erwerben bessere Schulabschlüsse, bekommen eine besser dotierte Arbeit und sind letztlich weniger oft von Transferleistungen abhängig als Kinder einer Vergleichsgruppe (vgl. S. 116), wie die Auswertung des Perry Preschool Programs ergab. Das heißt sowohl für Bildungspolitik als auch Familienpolitik, dass Familienbildung stärker ausgebaut und besser unterstützt werden sollte.

Margit Baumgarten
Pastorin
Evangelisches Zentrum Kiel / Fachstelle Familien
E-Mail: margit.baumgarten@familien.nordkirche.de

Kleine Kirchenforscher. Erkundungsspielräume mit den Kleinsten. Für Eltern-Kind-Gruppen, Kindertageseinrichtungen und Kindergottesdienste

Susanne Paetzold
Hg.: EEB Niedersachsen, Diakonisches Werk in Niedersachsen e.V., Arbeitsbereich Kindergottesdienst im Michaeliskloster Hildesheim

€ 8,– (inkl. CD-ROM), zzgl. Versandkosten, 126 S.
Hildesheim 2014
Bestellung per E-Mail: service@diakonie-nds.de

Mit dem Band „Kleine Kirchenforscher" der Gemeindediakonin und Kirchenpädagogin Susanne Paetzold legen die für die evangelische Arbeit mit Kindern in Niedersachsen zentralen Fachstellen Evangelische Erwachsenenbildung, Diakonisches Werk und Arbeitsbereich Kindergottesdienst erstmalig eine gemeinsame Arbeitshilfe vor.
Unter verschiedenen Blickwinkeln werden unterschiedliche Erkundungsspielräume eröffnet, die Kinder und Erwachsene zu Entdeckungen und Erfahrungen im Kirchenraum anregen.
Die Arbeitshilfe umfasst neben einer knappen Einführung 17 Erkundungen, die sich von außen nach innen dem Kirchenraum und seiner Ausstattung widmen. Abgerundet wird diese Zusammenstellung durch eine tabellarische Übersicht der biblischen Erzählungen, ein Glossar sowie Hinweise auf wichtige Literatur zum Thema.
Jede Erkundung ist in sich abgeschlossen und folgt einem gleichbleibenden Aufbau.
Zu Beginn stehen jeweils Hinweise zur Vorbereitung für Erwachsene, die Hintergrundinformationen, Erkundungsfragen und biblische Bezüge liefern.
Im Anschluss daran bildet ein festes Ritual den Rahmen für die Wahrnehmung der jeweiligen Perspektive mit den Kindern. Erschließungsfragen, teils auch mit Übungen, vertiefen den Blickwinkel, der ergänzt wird durch eine meist biblische Erzählung sowie Anregungen für eine kreative Vertiefung und liturgische Elemente.
Die Veröffentlichung richtet sich an Mitarbeitende in Eltern-Kind-Gruppen, Kindertageseinrichtungen und Kindergottesdiensten gleichermaßen, bewusst wurde darauf geachtet, dass der Zugang auch ohne Expertenwissen möglich ist.
Anders als in anderen Publikationen in diesem Bereich stehen hier jeweils konkrete Kirchen im Mittelpunkt, das macht eine Anpassung an die Gegebenheiten vor Ort erforderlich. Die Bandbreite der ausgewählten Kirchen regt zu Erkundungen in der eigenen Kirche an; unterstützt wird das durch die beiliegende CD-ROM, die ein rasches Anpassen der einzelnen Einheiten an eigene Bedürfnisse ermöglicht. Schade, dass nicht wenigstens die Lieder des Rahmenrituals auf der CD-ROM zu finden sind.

„Den Blickwinkel der Kinder einnehmen" ist ein Grundsatz der Arbeitshilfe, den Susanne Paetzold hier konsequent durchhält. Die Entdeckungen und Äußerungen der Kinder spielen eine zentrale Rolle. Mit vielfältigen Methoden wird den Bedürfnissen, Fragen und Erlebnissen von Mädchen und Jungen Raum gegeben. Zugleich werden angemessene Zugangshilfen gegeben, sodass der Kirchenraum generationenübergreifend als Glaubensraum erfahrbar werden kann.

Dabei unterscheiden sich die Kirchenerkundungen deutlich vom Museumsbesuch. Biblische Erzählungen in kindgerechter Sprache und liturgische Elemente verbinden das Erforschen des Raumes als architektonisches Objekt mit dem Erleben seiner spirituellen Dimension.
Die Verbindung von Glaubensleben und dem Erleben von Glaubensräumen erschließt sich auch durch die Verknüpfung von Elementen wie Altar oder Taufbecken mit christlichen Grundthemen wie Abendmahl und Taufe. Hier eröffnet die Arbeitshilfe Zugänge, die eine intensivere Beschäftigung mit dem jeweiligen Thema nach sich ziehen können oder sich als Bausteine in eine inhaltliche Reihe integrieren lassen, selbst wenn sich nicht alle Elemente auch für ganz junge Kinder eignen.

Eine klare und einfache Sprache, unterstützt durch ein übersichtliches Layout mit vielen Abbildungen, Farbleitsystem und Spiralbindung, macht die Arbeitshilfe sofort einsatzbereit. Gerade vor dem Hintergrund der immer stärker abbrechenden kirchlichen Sozialisation wird hier ein kompaktes Praxisbuch zum erschwinglichen Preis vorgelegt, das über die Zielgruppe hinaus auch als Urlaubsgepäck für Reisen mit Kindern oder Fundgruppe für die Arbeit in offenen Kirchen Verwendung finden kann.

Kirsti Greier
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Comenius-Institut Münster

Termine

Termin / Veranstaltungsort	Veranstaltung	Kontakt & Information
28.12.2014– 03.01.2015 St. Andreasberg	**Lebenslanges Lernen – Wann? Was? Wo? Warum?**	
	Wer den Begriff „Lebenslanges Lernen" im Internet sucht, findet eine schier unübersehbare Menge an Definitionen. Gemeinsam ist diesen die Idee des Lernens in allen Phasen des Lebens, wesentlich an der Informationskompetenz des Einzelnen ausgerichtet. Dabei geht es um mehr, als um rechnen und schreiben, maßgeblich nämlich auch um Weisheit.	Sonnenberg-Kreis e.V. / Dachverband: Gesellschaft der europäischen Akademien e.V. Tel.: 05582 944-0 E-Mail: info@sonnenberg-international.de www.sonnenberg-international.de
16.01.–19.04.2015 Bonn	**Neosalafismus – Prävention in den Handlungsfeldern politische Bildung, Schule, Jugendhilfe, Vereinsarbeit und Gemeinde**	
	Die Fortbildung für Fachkräfte aus politischer Bildung, Schule, Jugendhilfe, Vereinsarbeit und muslimischen Gemeinden dient der Qualifizierung im Umgang mit neosalafistischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In vier Wochenendmodulen vermitteln Experten grundlegende Kenntnisse und Handlungsoptionen zur Präventionsarbeit im Themenfeld Salafismus.	Bundeszentrale für politische Bildung Bonn Hanne Wurzel Tel.: 0228 99515-0 E-Mail: hanne.wurzel@bpb.bund.de
17.01.2015 Bielefeld	**Deutscher Bibliodramatag: „Kirche und Bibliodrama"**	
	An diesem Tag werden die Ergebnisse einer qualitativen Studie vorgestellt, die Bibliodrama und Bibliolog als pastorale Lernorte in den Blick nimmt. Dies soll im Wechselspiel von Theorie und Spiel, Thesen und Aktion, praktischer Theologie und inszenatorischer Praxis geschehen. Gast ist die katholische Pastoraltheologin Professorin Maria Elisabeth Aigner aus Graz.	Gesellschaft für Bibliodrama e.V. c/o Susanne Weuda E-Mail: S.Weuda@akd-ekbo.de www.Bibliodrama-Gesellschaft.de
27.–29.01.2015 Karlsruhe	**LEARNTEC 2015 – Lernen mit IT**	
	Internationale Fachmesse und Kongress für Lernen mit IT. Die Messe ist die wichtigste internationale Plattform für IT-gestütztes Lernen. Branchentreffpunkt für E-Learning-Anbieter und Akteure professioneller Bildung	Sandra Fabry Tel.: 0721 37205197 E-Mail: sandra.fabry@messe-karlsruhe.de www.learntec.de/de/home/homepage.jsp

Termin / Veranstaltungsort	Veranstaltung	Kontakt & Information
30.01.–01.02.2015 Edersee	**Singen, Tanzen, Trommeln: Frauenmusikfest**	
	In verschiedenen Workshops können die Teilnehmerinnen Rhythmen auf Trommeln oder als „Bodypercussion“ erlernen. Daneben gibt es Angebote für afrikanischen, orientalischen und meditativen Tanz. Im Chor werden neue Arrangements aus dem Bereich Go2spel – Jazz – Pop“ zum Klingen und Swingen gebracht.	Jugendherberge Hohe Fahrt am Edersee Anmeldung: Bis zum 20.01.2015 ausschließlich per E-Mail an: frauenmusikfest@web.de
Ab Februar 2015 Hanau	**Religion in der Migrationsgesellschaft – Fortbildung in vier Modulen**	
	Interreligiöse Bildungsprozesse sind in kirchlichen Institutionen, aber auch in sozialen, kulturellen und politischen Kontexten von Bedeutung. Eine mehrkulturell und multireligiös geprägte Situation erfordert eigene Kompetenzen, die Sie in dieser Fortbildungsreihe erwerben können.	Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck Karin Növermann Tel.: 06181 39220 E-Mail: karin.noevermann@ekkw.de Anmeldung bis 20.01.2015 Teilnahmebeitrag: 60,– Euro
06.–08.02.2015 Rastede	**Symposium: Tanz und Bildung** **„You can change your life in a dance class“**	
	Welche Bildungswirkung haben tänzerische Bewegungsangebote? Projektvorstellungen und Erfahrungsaustausch. Praktische Workshops sind fester Bestandteil des Symposiums, denn tanz- und bewegungspädagogische Arbeit leben vom Erfahrungslernen und intensiver Begegnung.	Ev. Bildungshaus Rastede www.akademie-oldenburg.de Anmeldeschluss: 05.01.2015
17.–18.02.2015 Wiesbaden	**13. Werkstatt Forschungsmethoden in der Erwachsenenbildung/Weiterbildung**	
	Die Werkstatt ist eine Veranstaltung von Nachwuchswissenschaftler(inne)n für Nachwuchswissenschaftler(innen) und soll ein Forum zum kollegialen Erfahrungsaustausch zu laufenden Arbeiten sein.	DIE – Deutsches Institut für Erwachsenenbildung e.V. Brigitte Rishmawi Tel.: 0228 3294-104 E-Mail: rishmawi@die-bonn.de
24.–28.02.2015 Hannover	**didacta Hannover – Größte Fachmesse für die Bildungswirtschaft in Europa**	
	Unter dem Motto „Bildungsgipfel im Flachland“ werden rund 80.000 Besucherinnen und Besucher erwartet.	www.didacta-hannover.de
09.–10.02.2015 München	**Entgrenzter Rechtsextremismus? Internationale Perspektiven und Gegenstrategien**	
Haus der Bayerischen Wirtschaft	Rechtsextremismus ist in Europa und Übersee zu einem steten Thema geworden. Existiert so etwas wie eine „Braune Internationale“? Diese Frage soll neben Bestandsaufnahmen zur Situation der extremen Rechten in verschiedenen Ländern einen Schwerpunkt der zweitägigen Tagung bilden. Dabei gilt es zu diskutieren, wie dem Rechtsextremismus zu begegnen ist – unterschiedliche Projekte, die seit Jahren aktiv sind, werden ihre Arbeit vorstellen.	Bundeszentrale für politische Bildung Hanne Wurzel E-Mail: hanne.wurzel@bpb.bund.de
26.–27.02.2015 Köln	**Jahrestagung der Kommission Organisationspädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE): Organisation und Methode**	
	Im Mittelpunkt der Tagung stehen die Methoden der organisationspädagogischen Forschung. Dabei steht diese Tagung auch in engem Zusammenhang mit dem 2014 verabschiedeten Forschungsmemorandum Organisationspädagogik, welches das Forschungsfeld Organisationspädagogik inhaltlich systematisiert und institutionalisiert.	DGfE in Kooperation mit der Universität zu Köln Prof. Dr. Michael Schemmann E-Mail: michael.schemmann@uni-koeln.de

Termin / Veranstaltungsort	Veranstaltung	Kontakt & Information
Ab 16.03.2015	**Berufliche Fortbildung „Generationen- und Altenarbeit“ für Pfarrer(innen) und Gemeindepädagog(inn)en (2015–2017)**	
	Die Fortbildung zeigt zukunftsfähige Möglichkeiten und konkrete Wege auf, die besonderen Fähigkeiten und Bedarfe unterschiedlicher Lebensalter zu erkennen und miteinander zu vernetzen.	Theologisch-Pädagogisches Institut der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens Tel.: 035207 84504 E-Mail: sekretariat@tpi-moritzburg.de www.tpi-moritzburg.de
14.–21.03.2015	**Studienreise für kirchenpädagogisch Interessierte: Wohnung des Lichts. Geist und Seele von Chartres.**	
Evangelisches Bildungs- und Tagungszentrum	In der Spiritualität des hohen Mittelalters galt eine Kathedrale als „Abbild der unsichtbaren Schönheit“. Mit ihrer Bild- und Formgebung führt die Kathedrale von Chartres auch uns Heutige in einen spirituellen Prozess, der sowohl intellektuelle Einsicht als auch sinnliches Erleben übersteigt. Verschiedene Zugänge, die Geist und Seele gleichermaßen ansprechen, werden in dieser Woche die Wandlungsimpulse der Kathedrale aufgreifen.	Eine Reise in Zusammenarbeit mit der DEAE. Anmeldeschluss: 13.02.2015 Pfarrerin Brigitte Gläser Tel.: 0441 7701470 www.burggrabe.de
19.–20.03.2015 Aachen	**Frühjahrtagung der DGFE-Sektion Medienpädagogik: Spannungsfelder und blinde Flecken. Medienpädagogik zwischen Emanzipationsanspruch und Diskursvermeidung**	
	Mit der Absicht einer produktiven Selbst-Irritation bietet die Tagung Raum für eine konstruktive Auseinandersetzung mit widersprüchlichen Tendenzen der Emanzipation und Diskursvermeidung sowie Fragen zu Subversion und Affirmation. Die Tagungswebsite finden Sie unter http://blog.rwth-aachen.de/fruehjahrstagung-der-sektion-medienpaedagogik/	RWTH Aachen, Institut für Erziehungswissenschaft Dipl.-Päd. Corinna Haas Tel.: 0241 80-96298 E-Mail: corinna.haas@rwth-aachen.de
29.03.–02.04.2015 Uelzen	**Sabbatwoche: Spiritualität & Widerstand – „Zeit und Geld – Zeit ist Geld“**	
	In fast allen Arbeitsbereichen bestimmt das Geld die Zeit. Widerstehen hieße verlangsamen – aber wie? Wir sprechen mit Menschen, die mit Zeitvorgaben auskommen müssen, wir erkunden Praxisorte, wo Entschleunigung gelebt wird, und wir lesen Texte zum Thema.	Akademie der Ev. Luth. Kirche in Oldenburg Tel.: 0441 7701431 www.akademie-oldenburg.de
06.–11.04.2015 Alterode am Harz	**„Kloster auf Zeit“ – Gregorianische Woche der Kirchlichen Arbeit Alpirsbach**	
	Die Gregorianische Woche in Alterode folgt dem benediktinischen Prinzip von Beten und Arbeiten. In einer Art „Kloster auf Zeit“ ist der Tag zum einen durch die Stundengebete gegliedert, zum anderen durch das Studium zum Thema „Albert Schweitzer: Glaubwürdig leben – wahrhaftig glauben“, gestaltet von Dorothea und Prof. Dr. Werner Zager.	Evangelische Erwachsenenbildung Worms-Wonnegau Tel.: 06241 87970 E-Mail: ev.erwachsenenbildung@t-online.de
21.04.–19.05.2015 Mainz/Dreieich	**Digitale Praxisprojekte in der sozialen Arbeit**	
	Die Digitalisierung der Welt macht auch vor der sozialen Arbeit mit Menschen keinen Halt. Im Rahmen der Fortbildung werden beispielhaft Möglichkeiten der praktischen Anwendung digital-medialer Methoden in der sozialen Arbeit aufgezeigt und zur Diskussion gestellt. Sie wird als Blended-Learning-Veranstaltung über vier Wochen durchgeführt, d.h. als eine inhaltlich abgestimmte Mischung von Präsenztreffen und Onlinelernen. **Zielgruppe:** Multiplikatorinnen und Multiplikatoren aus der sozialen Arbeit	Zentrum Bildung der EKHN Gunter Böhmer Tel.: 06151 6690-196 E-Mail: ebfb@ekhn-net.de

Nehmen Sie sich selbst Zeit für Bildung im Erwachsenenalter!

Nehmen Sie sich Lesezeit, um Ihr Berufsleben zu bereichern, um neue Fragen kennenzulernen, sich alte Antworten in Erinnerung zu rufen und um kontrovers zu bleiben.

Unsere Empfehlung:

Ein Jahres-Abo für jeweils vier Ausgaben von **„forum erwachsenenbildung“** inklusive Zugang zum Fachzeitschriftenportal **wbv-journals.de** für zielgerichtetes Lesen, digitale Recherche und Downloads.

Und bringen Sie uns auf Ideen!

Wir laden Sie ein, sich einzumischen in unser „forum“. Schreiben Sie uns Ihre Tipps und Hinweise, kommentieren Sie einzelne Beiträge oder bieten Sie selbst einen Beitrag zur Veröffentlichung an.

Kontakt:
Frau Jönke Hacker, hacker@comenius.de
Wir sind gespannt auf Ihre Sichtweise und antworten gern!

Die nächsten Themen:

Heft 1/2015 (erscheint März 2015)
Demografisch gesehen

Heft 2/2015 (erscheint Juni 2015)
Diskriminierung auf der Spur

Heft 3/2015 (erscheint September 2015)
Bilder, die bewegen

Heft 4/2015 (erscheint Dezember 2015)
Praxiswissen entwickeln

Impressum

forum erwachsenenbildung

profiliert – kompetent – evangelisch

47. Jahrgang, Heft 4/2014
ISSN 1433-769X, Best.-Nr.: FEB_04/2014
ISBN 978-3-7639-5342-4
DOI digitale Ausgabe 10.3278/FEB1404W

Herausgegeben von der
Deutschen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung e.V. (DEAE)
Heinrich-Hoffmann-Str. 3, 60528 Frankfurt am Main
Tel.: 069 67869668-307, Fax: -311
E-Mail: info@deae.de
www.deae.de

in Zusammenarbeit mit dem
Comenius-Institut
Evangelische Arbeitsstätte für Erziehungswissenschaften e.V.
Schreiberstraße 12, 48149 Münster
Tel.: 0251 98101-0, Fax: -50
E-Mail: info@comenius.de
www.comenius.de

„forum erwachsenenbildung“ führt die bis 1996 erschienene Zeitschrift „Nachrichtendienst“ in veränderter Gestalt fort und ist Mitglied im Gemeinschaftswerk Evangelischer Publizistik GmbH.

Redaktionsbeirat: Martin Becher/Bad Alexandersbad, Gerrit Heetderks/Düsseldorf, Dr. Karin Jurczyk/München, Karola Büchel/Mainz, Dr. Hans Jürgen Luibl/Erlangen, Dr. Klaus Heuer/München, Dr. Ulrich Klemm/Chemnitz, Dr. Anulf von Scheliha/Osnabrück, Annette Berger/Magdeburg, Anja Schädel/Hannover, Dr. Freimut Schirrmacher/Fuldabrück, Andreas Seiverth/Frankfurt, Dr. Steffen Kleint/Münster

Redaktion und Schriftleitung: Dr. Steffen Kleint
Lektorat: Dr. Alwin Letzkus
Satz: KCS GmbH · Verlagsservice & Medienproduktion, Stelle/Hamburg

Herstellung, Verlag und Vertrieb:
W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG
Auf dem Esch 4, 33619 Bielefeld

Leserservice:
Tel.: 0521 91101-12, Fax: -19
E-Mail: service@wbv.de
Internet: wbv.de, wbv-journals.de
© 2014 W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG, Bielefeld

Bezugsbedingungen für Jahresabonnement (4 Ausgaben) der forum erwachsenenbildung: € 25,– (zzgl. Versandkosten); ermäßigtes Abonnement für Studierende € 20,– (zzgl. Versandkosten), bitte gültige Studienbescheinigung beilegen. Das Abonnement läuft bis auf Widerruf, zumindest jedoch für ein Kalenderjahr. Die Kündigungsfrist beträgt sechs Wochen zum Jahresende.

Einzelheft € 9,90 (zzgl. Versandkosten)

Bildnachweise:
© epd-grafik: Titelbild, S. 4, S. 20, © Off Track Tübingen: S. 6, S. 7, © Evangelische Erwachsenenbildung Karlsruhe: S. 7, © Georg Will: S. 8, © Peter Kretschmer/pixelio.de: S. 25, © Rainer Sturm/pixelio.de: S. 26, © berlinweb24.de/pixelio.de: S. 27, © Paulwip/pixelio.de: S. 28, © Silke Lindenschmidt: S. 30, © Ronald Schrötke: S. 33, © A. R./pixelio.de: S. 35, © CarbonNYC [in SF!] – flickr.com: S. 37, © Stefan F. Sämmer, Zornheim: S. 42, 43, © Jochen Zick, Action Press – flickr.com: S. 45, © Joachim Faber 2014: S. 49, © Entienou/istock: S. 51.

methoden-kartothek.de

Spielend Seminare planen
für Weiterbildung, Training und Schule

↗ www.methoden-kartothek.de

- Mit Empfehlungsfunktion!
  Das Online-Tool zeigt per Mausklick, welche Methoden am besten zu Ihrem Seminar passen.
- Immer griffbereit:
  Praxisnahe Beschreibungen der Methoden erhalten Sie in einem hochwertigen Ordner.
- Mit Sharing-Funktion!
  Seit 2014 ist das Bearbeiten von Seminaren im Team möglich.

Mit methoden-kartothek.de stimmen Sie Ihr Seminar optimal auf die Seminarziele und die Anforderungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ab. Mithilfe des Medienpaketes bereiten Sie Ihr Seminar kreativ, schnell und systematisch vor – didaktisch durchdacht, genauso wie Sie das möchten.

„Ein großer Wurf."

Sascha Rex, dis.kurs (DVV)

Vollversion

- Online-Tool zur Seminarplanung*
- Ordner inklusive Begleitbuch, Checklisten, Infokarten und Wegweiser

249,00 €, Best.-Nr. 6004249,
ISBN 978-3-7639-4985-4

Version für Studierende

- Online-Tool zur Seminarplanung*
- Begleitbuch inklusive Checklisten

99,00 €, Best.-Nr. 6004250

* Ab dem zweiten Nutzungsjahr 24,00 € jährlich für Update-Service und Support

Lizenzen für die Nutzung des Online-Tools

Zusätzlich zur Vollversion können Sie weitere Lizenzen für das Online-Tool erwerben. Anfragen bitte per E-Mail an kartothek@wbv.de.

W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de

Publikationen zum
kostenlosen Download auf
wbv-open-access.de

wbv OpenAccess

wbv Open Access

Freier Zugang zu Wissenschaft und Fachinformation

↗ **wbv-open-access.de**

WIR MACHEN INHALTE SICHTBAR
W. Bertelsmann Verlag 0521 91101-0 wbv.de

wbv